

Zur Anatomie von Fußnoten  
Diskurse der Wissenschaftlichkeit und Poetik des Abschweifens

Masterarbeit zur Erlangung des akademischen Grades gemäß Curriculum

Eingereicht an der Universität für Angewandte Kunst Wien  
am Institut für Transkulturelle Studien  
bei Univ.-Prof. Dr.phil. Dipl.Sozw. Nanna Heidenreich

vorgelegt von  
Anna Katharina Draxl, BA

Wien, am 24. 4. 2023

Eidesstattliche Erklärung:

Ich erkläre hiermit, dass ich vorliegende Abschlussarbeit selbstständig verfasst, keine anderen als die angegebenen Quellen und Hilfsmittel genutzt und mich auch sonst keiner unerlaubten Hilfen bedient habe, dass vorliegende Abschlussarbeit weder im In- noch Ausland (einer:einem Beurteiler:in zur Beurteilung) in irgendeiner Form als Prüfungsarbeit vorgelegt wurde, und, dass dieses Exemplar mit der beurteilten Arbeit übereinstimmt.

Datum: 24. 4. 2023

Unterschrift: 

## Abstract:

In dieser Arbeit wird die Fußnote untersucht, eine ausdifferenzierte Form der schriftlichen Anmerkung, positioniert am unteren Rand einer Seite und durch ein Verweiszeichen mit einer Textstelle verbunden. In ihrer Fähigkeit zu verweisen schafft sie ein vielstimmiges Netz aus Referenzen, deshalb ist der methodische Zugang dieser Arbeit interdisziplinär und *many voiced as its subject*. Die Fußnote wird mit Wissenschaftlichkeit assoziiert, weil es ihre Aufgabe ist, den Weg von Informationen nachvollziehbar zu machen, Ideen und Quellen sorgfältig auszuweisen. Im Fokus steht, wie sich durch Fußnoten Hierarchien und Wissensweisen festschreiben, die davon zeugen, wie Wissen (re-)produziert wird und wo Deutungshoheiten für kanonische „Haupttexte“ liegen. Das untersuchte Material bilden wissenschaftliche und zeitgenössische, experimentelle literarische Texte, die mit Bezugnahme auf queer-feministische und post\_koloniale Theorie analysiert werden. In den vier Abschnitten *Wissenschaftlichkeit – Lesen – Positionieren – Schreiben* werden Bedingungen der Produktion und Rezeption von Fußnoten erforscht und Lese-/Schreibgewohnheiten hinsichtlich der Topografie einer Textseite und der erlernten Anordnung von Zentrum und Rand befragt. Diese Herangehensweise greift zweierlei Metaphorik auf: die Fußnote als körperliche Metapher und als Bezeichnung für Nebensächliches und Untergeordnetes. Wer befindet sich außerhalb einer Erzählung? Deutlich wird, dass die Fußnote ein gedankliches Abdriften oder Weiterspinnen eines linearen Haupttexts fördert, sogar beabsichtigt. Deshalb schlägt die Arbeit eine *Poetik des Abschweifens* vor, die dieses Weiterverfolgen eines Details, eines Gedankenstrangs, einer Fußnote nicht als etwas versteht, das von fehlender Aufmerksamkeit zeugt, sondern vielmehr als Bewegung, von der aus sich Fragen über das Lesen, Denken und Schreiben im Kontext von Wissensproduktion selbst entrollen.

## Abstract:

This thesis examines the footnote, a form of written annotation positioned at the bottom of a page and linked to a passage by a reference sign. The footnote creates a web of references, which is why the methodological approach of this thesis is interdisciplinary and many voiced as its subject. The footnote is associated with scholarship as its role is to trace the path of information, to carefully identify ideas and sources. The analysis focuses on how footnotes establish hierarchies and ways of knowing, how knowledge is (re)produced and where interpretive sovereignties for canonical "main texts" lie. The material studied consists of scholarly and contemporary experimental literary texts that are analyzed with reference to queer feminist and post\_colonial theory. In the four sections *Scholarly – Reading – Positioning – Writing* conditions of the production and reception of footnotes are explored and reading/writing habits are questioned with regard to the topography of a page and the learned concept of center and margin. This approach follows two kinds of metaphor: the footnote as a bodily metaphor and as a description for the marginal and subordinate. Who is outside a narrative? It becomes clear that the footnote encourages, even intends, a mental drift or spinning on from a linear main text. Therefore, the paper proposes a *poetics of digression* that understands following a detail, a strand of thought, a footnote not as something that testifies lack of attention, but rather as a movement from which questions about reading, thinking, and writing in the context of knowledge production unroll.

Danke

an Fabian für die Geduld und das gemeinsame Abschweifen

an meine Freund:innen für den emotional support und die kritischen Fragen

an Mathias Kropfisch für den inspirierenden Text

an Nanna Heidenreich, die mir Begeisterung für Theorie und wissenschaftliches Schreiben und Argumentieren vermittelt hat

an Claudia Spring für die Unterstützung und die bestärkenden Worte

an meine Mama Elisabeth, ohne die ich nicht lesen würde

## Inhaltsverzeichnis

*Prolog* Leuchtende Schnipsel – 1

### I Einleitung

- I.I *Inmitten von Fußflusenverkehr* – warum die Fußnote? – 2
- I.II Verortung: Disziplinen – 4
- I.III Quellenlage und Literatúrauswahl / Vorgehensweise I – 5
- I.IV Forschungsfragen – 8
- I.V Vorgehensweise II – 8
- I.VI Gliederung – 11

### II Fußnote / Wissenschaftlichkeit – 13

- II.I Begriffe und Definitionen – 13
  - II.I.I Die Anmerkung – 13
  - II.I.II Schriftlichkeit – 15
  - II.I.III Fußnote: Besonderheiten, Funktionen, Textsorten – 16
  - II.I.IV Fußnote: Begriffsgeschichte, kurze Anwendungsgeschichte – 18
  - II.I.V Fußnote: Pathologie des Paratext – 20
  - II.I.VI Der Fuß als Maßstab: Metapher und Körper – 22
- II.II Die Fußnote in Diskursen um Wissenschaftlichkeit – 24
  - II.II.I Wissenschaftliches Arbeiten – 24
  - II.II.II Schreib- und Textarbeit – 26
  - II.II.III Belegen, zitieren, verweisen: Wissen teilen und verorten – 28
  - II.II.IV Transparente Quellen? – 29

### III Lesen / Leserichtungen – 31

- III.I Die Anmerkung als Zeitkapsel? – 32
- III.II Exkurs Schriftlichkeit im Mittelalter – 34
  - III.II.I Schichten von Text: mittelalterliches Schreiben – 34
  - III.II.II Glosse, Marginalie und die Figur am Blattrand – 37
  - III.II.III Übersetzungen und lautes, fragmentarisches Lesen – 39
  - III.II.IV Von Rand und Layout – 40
- III.III Buchdruck: Unwandelbarkeit der Textgestalt? – 41
- III.IV Lesegewohnheiten – 44
  - III.IV.I Lesen, Überlesen, Vorlesen von Fußnoten – 44

### IV Positionieren / Textraum – 52

- IV.I Die Reproduktion von Zentrum und Rand in Metaphern – 53
- IV.II „Haupttexte“ und M. NourbeSe Philips *ZONG!* – 56
- IV.III Zitiertwerden? Verhältnisse der Wissensproduktion – 60

V Schreiben / Poetik des Abschweifens – 61

V.I Stefan-Manuel Eggenwebers *Operationen* (und Genettes Beule) – 63

V.II Monika Rincks *Begriffsstudio* – 65

V.III Uljana Wolfs *fuss notes* – 68

V.IV Zoe Darsees *Armnoten* – 70

VI Résumé – 72

VI.I (Fußnoten-)Schreiben – 72

VI.II Zusammenfassung: Knoten statt Abschluss – 74

VII Quellenverzeichnis – 78

*Prolog*

## Leuchtende Schnipsel

Der Text *Operationen* von Stefan-Manuel Eggenweber erschien 2019 in der Literaturzeitschrift *Edit*.<sup>1</sup> Als Auszug aus einem Roman angekündigt, enthält *Operationen* Fußnoten in wissenschaftlichem Gestus, Dialoge, die mittels Usernames an Chatverläufe erinnern und Endnoten, die Erzählungen über die Erzählung schichten und zugleich als Glossar<sup>2</sup> funktionieren. Ein Glossar, das zwischen den in der unbestimmten Zukunft liegenden Jahren -njb und der Gegenwart, dem Jetzt des Lesens, übersetzt. Eggenweber nützt dabei Verweissysteme, die an Erwartungshaltungen geknüpft sind, für provokative Operationen an der Sprache selbst. Er sezziert die Sprache: Artikel, Pronomen werden entfernt, Wörter hinzugefügt, erfunden, abgekürzt, verändert oder neu definiert, eindeutige Kategorien verabschiedet.

Im stetigen Aushandeln seiner eigenen ungewöhnlichen Form hielt der Text für mich als Leser:in unzählige Möglichkeiten zum Abbiegen bereit. Ich saß und las, das dicke *Edit*-Heft auf den Knien, die linken vier Finger in die Seite geklemmt, der Daumen suchte im Anhang die passende Endnote. Die rechte Hand hielt das Smartphone für die schnelle Recherche, der Stift klemmte zwischen den Zähnen. Sobald die rechte Hand wieder frei wurde, griff sie ihn, wischte die Spucke an der Hose ab und notierte Anmerkungen. Ich fühlte mich, als würde ich wie ein klemmender Ast in dieser Lese-position stecken. Diese Schnitte und Brüche an der Form, am Textkörper und seiner Anatomie, an der typografischen Ausrichtung im Blattraum warfen die Frage auf, wie Leser:innen auf bestimmte Lesekonventionen zurückgeworfen werden. Welche Linien zögen die Augen wohl über die Fläche, würde man ihre zuckenden Bewegungen aufzeichnen?

Ich musste *Operationen* mehrmals lesen. Die gewisse Anstrengung, die anfangs da war und mit der ich versuchte, alles, was am Blatt lag zu fassen, wich allmählich einem Wahrnehmen von Details, Spots und anderen Kleinigkeiten, die sich in meinem Kopf als kurze, aufleuchtende Schnipsel sammelten und mich zu einem Thema führten, das mich nicht mehr loslassen sollte: Fußnoten.

- 1 Der Inhalt kurz zusammengefasst: René alias WonderCripWoman, Saadet alias FIST of SCIENCE und Sarah alias trisonomieFUcKu2!#%&1!! verkleiden sich in einer als -njb bezeichneten Zukunft als junge cis-männliche Hip-Hopper, um zu operieren: In ihrer Boombox befinden sich medizinische Utensilien und Hightech-Prothesen. Ihr „Patient“ ist Franz, der in einer Beziehung mit Anatol lebt. Der allwissende Bill aus dem Lieblingspodcast ist womöglich der Erzähler des Endnoten-Glossars. Eggenweber, *Operationen*, 2019: 212-225.
- 2 Glossar, vom Altgriechischen *glóssa*, lateinisch *glossa*: Sprache, Zunge. Ein Glossar ist eine Form der Anmerkung, meistens in Listenform am Ende eines Textes, die sich der Übersetzung und Erklärung von Worten annimmt.

## I EINLEITUNG

*inmitten von Fußflusenverkehr*

Zoe Darsee<sup>3</sup>

### I.I Warum die Fußnote?

Die Fußnote ist eine ausdifferenzierte Form der schriftlichen Anmerkung, positioniert am unteren Rand einer gedruckten Seite (oder einer Fläche am Bildschirm, die eine solche Seite simuliert) und durch ein Verweiszeichen mit einer bestimmten Textstelle verbunden. Möglicherweise wird die räumliche Abtrennung vom Haupttext durch eine Haarlinie visuell zusätzlich betont. Es gibt immer etwas, auf das die Fußnote sich bezieht: durch diese *zweitrangige* und ergänzende Eigenschaft ist eine hierarchische Ordnung gegeben.

Die Anmerkung oder Annotation, abgeleitet vom lateinischen *annotatio*, ist laut dem Duden<sup>4</sup> ein Vermerk, eine Ergänzung, eine generelle Bezeichnung für Hinzugefügtes. Im Unterschied zur Fußnote, bei der die Textbezogenheit konstitutiv ist, schließen diese allgemeineren Bezeichnungen Hinzufügungen, die über Text und Schrift hinausgehen, nicht explizit aus.

Durch Schriftsetzer:innen in der Druckerfachsprache etabliert, festigt sich der Begriff der *Fußnote* im deutschsprachigen Raum in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, auch wenn das Konzept schon ab dem 17. Jahrhundert Anwendung findet<sup>5</sup> und Vorgänger:innen der Fußnote schon in mittelalterlichen Manuskripten gefunden werden. Der *Fuß* ist schlicht das untere Ende des Texts oder des Schriftstücks. Die anthropomorphisierte Druckersprache (Kopfzeile, Haarlinie, Fußnote, Fußzeile) spiegelt sich bis heute in Typografie, Schreib- und Officeprogrammen und der HTML Hypertext Markup Language (<head>, <body>, <footer>) wider.

Die Fußnote wird mit *Wissenschaftlichkeit* assoziiert, weil es im wissenschaftlichen Arbeiten und Schreiben ihre Aufgabe ist, den Weg von Informationen nachvollziehbar zu machen, Ideen und Quellen sorgfältig auszuweisen. Dadurch kann das Zustandekommen von Wissen nachverfolgt und verhandelt werden. Zitieren, Verweisen, Belegen ist etwas, das gelernt und geübt werden muss und in Regelwerken von Institutionen wie der Universität vermittelt und angeleitet wird.<sup>6</sup> Fußnoten zeugen von viel Arbeit, vom Verknüpfen von Gedanken, von der Anstrengung der Lektüre, des

3 Darsee, Doppelonkel oder was tun wegen der Ehefrau, 2022: 58. Aus dem Englischen übersetzt von Lara Rüter.

4 Im Glossar von Stefan-Manuel Eggenwebers *Operationen* ist der *dude* „der verzweifelte Versuch einer zeitgemäßen Neubenennung des guten alten Dudens“. Eggenweber, *Operationen*, 2019: 225.

5 Vgl.: Eckstein, *Fußnoten: Anmerkungen zu Poesie und Wissenschaft*, 2001: 23; Grafton, *Die tragischen Ursprünge der deutschen Fußnote*, 1998.

Schreibens und Denkens.<sup>7</sup> Sie verweisen auf andere, dem eigenen Arbeiten verbundene Texte, Gedanken, Orte, Stimmen, Zeiten. Sie teilen den Rezipient:innen mit, wie die Theoretikerin Katherine McKittrick es so präzise formuliert, woher ich weiß, was ich weiß.<sup>8</sup>

Durch Fußnoten schreiben sich auch Hierarchien und Unterteilungen fest, *Wissensweisen*, die davon zeugen, wie Wissen (re)produziert wird und wo Deutungshoheiten für kanonische „Haupttexte“ liegen. Deshalb bieten sie eine subversive Möglichkeit, um auf Details und kritisch auf die Herkunft von Informationen hinzuweisen.

Die metaphorische Bedeutungsebene des Begriffs hebt die Fußnote zusätzlich von anderen schriftlichen Hinzufügungen wie dem Kommentar oder der Glosse ab. Die *Fußnote* ist Teil eines *Textkörpers*. In vielen Abhandlungen wird die Fußnote in Analogie gesetzt mit körperlichen Beschwerden, beispielsweise einer „Beule“<sup>9</sup> oder einem „Geschwür“<sup>10</sup>. Welche Textverständnisse und Annahmen von (visuell) einheitlichen Textsorten liegen solchen Ideen zugrunde?

An Fußnoten (und ihren Vorgänger:innen) lassen sich Lesegewohnheiten in Erfahrung bringen und umgekehrt literarische Strategien des Verweisens und Anmerkens erforschen. Der Umgang mit Fußnoten in zeitgenössischer Literatur (Essays, Kurzprosa, Lyrik, experimentelle, genreübergreifende Formen) eröffnet vielschichtige Überlegungen zu queer-feministischer Autor:innenschaft, Intertextualität, Vielstimmigkeit und partiellem, brüchigem Erzählen. Literarische Texte reflektieren das Funktionieren von Belegen und fragen, was chorisches, kollektives oder referenzielles Schreiben bedeuten könnte. In ihrer Fähigkeit zu verweisen, aber auch zu übertragen, schafft die Fußnote einen Chor aus Stimmen, ein intertextuelles Netz.

Unter *Poetik des Abschweifens* verstehe ich das Weiterverfolgen eines Details, eines Gedankenstrangs, einer Fußnote und das gedankliche Abschweifen oder Weiterspinnen vom (meistens) linear angelegten Haupttext als etwas, das nicht von fehlender Aufmerksamkeit zeugt. Es ist eine Bewegung, von der aus sich Fragen über das Lesen, Denken und Schreiben im Kontext von Wissensproduktion selbst entrollen. Ich habe aus diesem Grund bewusst das *Abschweifen* einem *Abbiegen* oder *Abzweigen* vorgezogen, weil die Bedeutung des Verbs *abschweifen* im Speziellen ein Denken betont, das nicht geradlinig ist, sondern viel mehr von unbestimmter Räumlichkeit zeugt; ein Denken, das weniger ein produktives, verwertbares, sondern ein nachhängendes, träumendes ist. Deshalb, *inmitten von Fußflusenverkehr*, die Fußnote.

6 Siehe z.B.: Universität Wien, Richtlinien zur Sicherung guter wissenschaftlicher Praxis, 2006; ALLEA, The European Code of Conduct for Research Integrity, 2017; Eco, Wie man eine wissenschaftliche Abschlussarbeit schreibt, 2010; Institut für Geschichte der Universität Wien, Wissenschaftliches Arbeiten, o.D.

7 Vgl.: McKittrick, Dear Science and Other Stories, 2021: 19.

8 Ebd., 18.

9 Genette, Paratexte, 2001: 312.

10 Eckstein verweist auf Hilaire Belloc. Eckstein, Fußnoten, 2001: 21, siehe auch Fußnote 35.

## I.II Verortung: Disziplinen

Der Diskurs in den ich mich einbinde, ist eingebettet in die Kunst-, Kultur- und Literaturwissenschaften und die Transkulturellen bzw. Post\_kolonialen Studien. Das sind die Studienfelder, in denen ich gelernt habe, mich zu bewegen und in denen ich diese Masterarbeit hauptsächlich verorte. Den überordnenden Begriff der Geisteswissenschaften habe ich vorerst aus Vorsicht beiseite gelassen, weil mich insbesondere die Transkulturellen Studien und das künstlerische Vorstudium der *Sprachkunst*<sup>11</sup>, das mich bei der Recherche und dem Schreiben beeinflusste, vor die Frage gestellt haben, was *die Sozial- und Geisteswissenschaften* definiert und wie Disziplinen einordenbar sein könnten; vor allem wenn sie miteinander in Interaktion treten.

Disziplinen sind ausdifferenzierte und codierte Teilbereiche einer institutionellen Wissensstruktur, die es mitzudenken gilt, weil sie unterschiedliche Leitfäden zum korrekten Arbeiten und Schreiben (z.B.: Zitierregeln) bereitstellen. Disziplinen formen kanonische Narrative, Texte, Autor:innen oder Praktiken der Wissensproduktion.<sup>12</sup> Einige Disziplinen sind jünger als andere und vielleicht erst seit kurzem an einer Institution oder Universität etabliert. Einige werden mehr mit *Wissenschaft* assoziiert als andere. *Wissenschaftlichkeit* ist eine stete Aushandlung und nichts zeitlos Festgesetztes. Richtlinien, an denen ich mich dennoch hauptsächlich orientieren und die ich für Beispiel heranziehen werde, entnehme ich geisteswissenschaftlichen Fächern der Universität Wien<sup>13</sup> und der Abteilung für Kunstgeschichte an der Universität für Angewandte Kunst Wien (der Leitfaden ist in der Form der zugänglichste an dieser Universität).<sup>14</sup>

Gemein ist den genannten Feldern, dass sie nach dem Zustandekommen von Wissen<sup>15</sup> fragen, das zu einem großen Teil auf der Basis von Text ausverhandelt wird. In ihrem Aufsatz *Situiertes Schreiben mit Haraway, Cixous und Grauen Quellen* umreißen die Medienwissenschaftler:innen Naomi Gramlich und Annika Haas das Schreiben als eine „zentrale Praktik der Wissensproduktion“:

11 Studiengang für literarisches Schreiben an der Universität für Angewandte Kunst Wien.

12 „The canon, the lists, the dictionaries, the key thinkers, the keywords, the core courses, the required courses, the anthologies, the qualifying exams, the comprehensive exams, the core textbooks, the tests, the grading schemes and rubrics, the institutes, the journals, the readers. Core.“ McKittrick, *Dear Science and Other Stories*, 2021: 36.

13 Website des Instituts für Geschichte; Institut für Theater-, Film- und Medienwissenschaft, *Handbuch Wissenschaftliches Arbeiten*, 2019.

14 Abteilung für Kunstgeschichte an der Universität für Angewandte Kunst Wien, *Was bedeutet wissenschaftliches Arbeiten?*, o.D.

15 Im Deutschen fasst das Wort *Wissen* Ein- und Mehrzahl zusammen, im Gegensatz zum englischen Plural *knowledges*. Siehe auch Fußnote 3 in: Gramlich / Haas, *Situiertes Schreiben mit Haraway, Cixous und grauen Quellen*, 2019: 39.

„Texte zu schreiben ist Teil wissenschaftlicher Praxis und verbunden mit unterschiedlichen Techniken des Selbst und der Organisation von Wissen, Arbeitsabläufen und Werkzeugen. Sie [die wissenschaftliche Praxis] geschieht in Zusammenarbeit mit anderen, unter wechselnden ökonomischen Bedingungen und in sich ändernden sozialen Gefügen. Trotz der vielfältigen, teilweise dekonstruktivistischen Reflexionen der Medialität des Schreibens unterliegt gerade das wissenschaftliche Schreiben formalistischen Prinzipien, die teilweise sein Gemachtsein, seine Partikularität, seine Situiertheit und eben auch seine zahlreichen unumgänglichen Ausschlüsse teilweise verdecken.“<sup>16</sup>

Ich schätze diese Reflexion, um sich dem Thema zu nähern, als sehr hilfreich ein. Erstens sprechen Gramlich und Haas konkret den Moment des Schreibens als Teil des wissenschaftlichen Arbeitens an. Zweitens thematisieren sie die Verhältnisse von Wissensproduktion, die ökonomischen Bedingungen, die für das Schreiben, Lesen, Recherchieren und Nachdenken mitbestimmend sind. Daran knüpfen sich Fragen zu Klasse und Bildung. Wer hat Hochschulzugang? Welches Wissen gelangt auf eine Universität und wer oder was ist dort zitierbar? Auch eine Masterarbeit ist eine wissenschaftliche Arbeit zur Erlangung eines akademischen Titels. Damit geht einher, dass bestimmte Formalien und einheitliche Strukturen nach festgesetzten Regeln verlangt werden und gleichzeitig ökonomische, soziale Bedingungen gegeben sind, die es der Verfasser:in ermöglichen, diesen Weg einzuschlagen.<sup>17</sup> Die Fußnote ist dabei eines von mehreren Werkzeugen und ich versuche, ihren Formen, Positionierungen, Schreib- und Leseweisen nachzugehen.

### I.III Quellenlage und Literaturlauswahl / Vorgehensweise I

Es gibt nicht sonderlich viel Forschungsliteratur zu Fußnoten. In der Germanistik und der Literaturwissenschaft im deutschsprachigen Raum habe ich wenig „klassische“ (Monografien, Sammelbände, Handbücher, Aufsätze) wissenschaftliche Abhandlungen über Fußnoten und ähnliche Formen der schriftlichen Anmerkung gefunden.<sup>18</sup> Immer wieder sind mir auch Polemiken und halb-ernst gemeinte, pseudowissenschaftliche Texte untergekommen.<sup>19</sup> Sie zweifeln daran, dass die Fußnote ein Gegenstand sein könnte, der des Forschens wirklich wert ist. Neben der

16 Gramlich / Haas, *Situierendes Schreiben mit Haraway, Cixous und grauen Quellen*, 2019: 39.

17 Diesen Aspekt betont Umberto Eco auch explizit in der Einleitung seines Handbuchs *Wie man eine wissenschaftliche Abschlussarbeit schreibt*. Seine Ratschläge seien vor allem für Studierende bestimmt, die sozial und ökonomisch schwierigere Ausgangslagen hätten. Vgl: Eco, *Wie man eine wissenschaftliche Abschlussarbeit schreibt*, 2010: EPUB 18f.

18 Siehe zum Beispiel die Publikationen: Metz / Zubarik, *Am Rande bemerkt*, 2008 und Metz / Zubarik, *Den Rahmen sprengen*, 2012. Beide Sammelbände sind das Ergebnis einer Tagung an der Universität Erfurt zum Thema *Noten, Anmerkungen und Kommentaren in literarischen Texten*. Die dazugehörige Website wurde aber seither nicht mehr aktualisiert.

19 Mit u.a. problematischen kolonialen Formulierungen zur Knotenschrift, die auch nicht ironisch sind: Rieß / Fisch / Strohschneider (Hg.), *Prolegomena zu einer Theorie der Fußnote*, 1995. Die Literaturwissenschaftlerin Eckstein hat der Polemik ein eigenes Kapitel gewidmet.

Germanistin Evelyn Eckstein (Fußnoten: Anmerkungen zu Poesie und Wissenschaft, 2001) und dem Historiker Anthony Grafton (Die tragischen Ursprünge der deutschen Fußnote, 1998) ist der Literaturwissenschaftler Gérard Genette ein wichtiger Bezugspunkt. 1987 verfasste er das Buch *Seuils*, das 1989 erstmals unter dem Titel *Paratexte* auf deutsch erschien und mit dem er den gleichnamigen Begriff prägte. Das Buch wird bis heute stark rezipiert, weil Genettes Konzept der Paratexte (Elemente, die einen Haupttext ergänzen und präsentieren, etwa Vorwort, Widmung, Kommentar etc.) starken Einfluss nimmt auf literaturwissenschaftliche Theorien zu Intertextualität. Auf diese sehr umfassenden literaturwissenschaftlichen Intertextualitätstheorien werde ich in dieser Arbeit aber nicht genauer eingehen. Stattdessen konzentriere ich mich auf Genettes Analyse, die als eine Art „produktiver Kratzbaum“ dient: Sie beruht fast ausnahmslos auf Romanen französischer Schriftsteller der Moderne, die Genette als Prototyp und Maßstab für (männliches) literarisches Schaffen heranzieht. Anmerkungen bezeichnet er mitunter als Krankheit des Texts („Pathologie der Anmerkung“<sup>20</sup>).

Mehr Material zu Anmerkungsformen gibt es in der Typografie,<sup>21</sup> Mediävistik (Glossenforschung)<sup>22</sup> und dem daraus entwickelten Bereich der Lesespurenforschung<sup>23</sup> und im Kontext von Annotationen und Digitalität zu finden.<sup>24</sup> Für mich ausschlaggebender war aber die Ratgeberliteratur zu wissenschaftlichem Arbeiten und Schreiben und diesbezüglich in den Sozial- und Geisteswissenschaften erfolgreiche Handbücher;<sup>25</sup> sowie Konventionen / Richtlinien / Leitfäden von einzelnen (geistes-)wissenschaftlichen Disziplinen und Universitäten (siehe Disziplinen).

20 Genette, *Paratexte*, 2001: 326. Siehe auch Seite 312.

21 Einen Überblick bietet das typografische Online-Lexikon *typolexikon* von Wolfgang Beinert; siehe auch: Forssman / Willberg, *Lesetypografie*, 2010.

22 Siehe z.B. Schiegg, *Frühmittelalterliche Glossen*, 2015; Keefer / Bremmer, *Signs on the Edge. Space, Text and Margin in Medieval Manuscripts*, 2007; Teeuwen / van Renswoude, *The Annotated Book in the Early Middle Ages*, 2017.

23 Siehe: Atze / Kaukoreit, *Lesespuren – Spurenlesen oder: Wie kommt die Handschrift ins Buch?*, 2011. Gleichnamige Ausstellung in der Wienbibliothek im Rathaus 2011/2012; Oder die Ausstellung: *Readers Make Their Mark: Annotated Books at The New York Society Library* 2015. Siehe auch das Forschungsprojekt und die Online-Bibliothek *Derrida's Margins* der Princeton University. Auf der Website, die Derridas Anmerkungen zur *Grammatologie* online zugänglich macht, heißt es: „As Derrida affirmed in a late interview, the books in his personal library bear the ‚traces of the violence of pencil strokes, exclamation points, arrows, and underlining‘.“

24 Z.B.: Nantke / Schlupkothén, *Annotations in Scholarly Editions and Research. Functions, Differentiation, Systematization*, 2020.

25 Das bekannteste vermutlich: Eco, *Wie man eine wissenschaftliche Abschlussarbeit schreibt*, 2010; Franck, *Handbuch Wissenschaftliches Arbeiten*, 2017; oder mit mehr Aufmerksamkeit für die Diskurse um (wissenschaftliches) Schreiben: Wolfsberger, *Frei geschrieben*, 2020.

Hinweise auf ungewöhnliche, häufige, besonders ausgedehnte Einsätze von Fußnoten in literarischen und auch wissenschaftlichen Texten gibt es bzw. bekam ich häufig. Aber diese Arbeit ist weniger eine systematische Nachforschung, die sich an der Quantität von Anmerkungen, Zitaten, Fußnoten orientiert.<sup>26</sup> Wonach ich Ausschau hielt, waren Überlegungen zu Wissensweisen, waren Verbindungslinien zwischen Schriftlichkeit, Text, Anmerkung, Fußnote, Beleg, Quelle und Epistemologie. Eine tiefere Auseinandersetzung mit Wissenschaftsgeschichte und Hermeneutik (Exegese, Auslegung von Gesetzestext) wäre spannend gewesen, hätte aber nicht in den Umfang dieser Masterarbeit gepasst. Ich verweise an dieser Stelle auf Jacques Derridas Idee des „unannotatable text“<sup>27</sup> aus seiner Analyse *This Is Not an Oral Footnote* von 1988, und lasse die Frage nach dem unannotierbaren, weil autoritären Gesetzestext nur angedeutet.

Sehr ergiebig im Umgang mit und im Nachdenken über Fußnoten ist – wie im Prolog angedeutet – aktuelle und experimentelle Literatur: Lyrik, Prosa, Kürzestprosa, Listen, Glossare, Collagen etc.<sup>28</sup> Eine erwähnenswerte Rolle in meiner Recherche spielte auch der Essay.<sup>29</sup> Es ist eine Form, die das Denken mit seinen Abschweifungen nachzuzeichnen versucht, sich oft in der Uneindeutigkeit zwischen wissenschaftlichem und literarischem Schreiben bewegt und die das Stückhafte bevorzugt, das „Akzentuieren des Partiellen gegenüber der Totale“<sup>30</sup>, wie es Theodor Adorno in seinem Text *Der Essay als Form* formuliert. Er ist Teil meiner Herangehensweise, weil ich durch das Schreiben eines eigenen Essays (*Skizzen über die Anatomie von Fußnoten*) Schreibprogramme und deren Layoutvorgaben bezüglich Fußnoten austestete; eine Feldforschung sozusagen in der Auseinandersetzung mit der vorgegebenen Ordnung von gängigen Verweissystemen.

Parallel zu wissenschaftlichen und literarischen Texten bestand meine Recherche aus der Lektüre und dem Durchsehen eines ganzen Spektrums von weiteren Textsorten – Wörterbücher, anatomische Lehrbücher, Archivadokumente, Lexika, Online-Enzyklopädien, Fan-Fiction, Auflistungen, Register, Glossare, Reisepässe, juristische Bescheide, journalistische Artikel, Digitalisate mittelalterlicher Codices usw. –, um möglichst viele Strategien von Linearität, Räumlichkeit und dem Einsatz von Fußnoten und anderen Anmerkungsformen kennenzulernen und zu sammeln. Auch wenn nur die wenigsten der genannten Textsorten Eingang in diese Arbeit

26 Ein Beispiel für akademisches Zitieren und Repräsentation: Cockayne / Mott, *Citation matters*, 2017. In der Mediävistik werden digitalisierte Manuskripte und Codices oft nach dem Prozentsatz annotierter Seiten ausgewertet. Ein Ziel der Analyse: „to measure the amount of ‚marginal activity‘ in a manuscript“. Teeuwen, *Voices on the Edge*, 2017: 23. Vgl. auch das Online-Datenbankprojekt *Marginal Scholarship*. Aber: was zählt als Anmerkung? Ab wann ist etwas eine Anmerkung? Werden „unsichtbare“ Griffelglossen miterfasst und wie?

27 Derrida, *This Is Not an Oral Footnote*, 1991: 202f.

28 Siehe beispielsweise die Literaturzeitschriften *Edit*, *Metamorphosen*, *Bella triste* oder *Jenny*.

29 Danke an Uljana Wolf für das Essayseminar *Vom Essay zum Guessay und zurück* am Institut für Sprachkunst an der Universität für Angewandte Kunst im WS 2021. Ich vermute, dem, was ein Essay sein könnte, durch diesen Workshop näher gekommen zu sein.

30 Adorno, *Der Essay als Form*, 1972 [1958]: 68.

gefunden haben, waren sie hilfreich, um mehr über das Verhältnis zwischen Haupttext und Anmerkung zu erfahren. Das Maß an Autorität und der Zweck eines Texts (beides kann sich historisch und medienpezifisch verändern), beeinflussen seine Annotationsstrukturen. Zum Beispiel: wo, wann und von wem sind Anmerkungen erwünscht / nicht erwünscht?

Sehr spärlich sind feministische und / oder post\_koloniale Auseinandersetzungen speziell zum Thema Fußnote und Verweisen. Ich habe den Eindruck, dass dies in englischsprachiger Theorie und Auseinandersetzung mit (wissenschaftlichem) Schreiben mehr einbezogen wird; vielleicht weil „creative writing“ in den USA im Studium an den Universitäten oft eingebettet ist. Allerdings habe ich auch keinen weiteren Vergleich als jenen zu literatur- und kulturwissenschaftlichen Disziplinen im deutschsprachigen Raum. Mit Katherine McKittrick und ihrem Text *Dear Science and Other Stories* gibt es eine wichtige Stimme / Position aus den Black Studies zu akademischer Wissensproduktion. Sie hat den Fußnoten ein eigenes Kapitel, eine eigene *story* gewidmet, von der ich berichten werde. Selten thematisiert wird zudem die metaphorische Bedeutungsebene des Begriffs; genauso wie das laute Lesen / Vorlesen von Fußnoten, der eigene Umgang mit ihnen und die Standardeinstellungen von Schreibprogrammen (hiervon sind Grafiker:innen und Typograf:innen ausgenommen).

All die Recherche, Materialsichtung und aufregende Literatur hätte mich aber nicht durch die kommenden Seiten geführt, wenn da nicht noch gemeinsame Lektüren und Gespräche gewesen wären, in denen viele kluge Köpfe das Zustandekommen von Wissen reflektieren.

#### I.IV            Forschungsfragen

Ausgehend von diesen Lektüren haben sich folgende Fragen herausgeschält, denen ich in meiner Masterarbeit nachgehe. Sie kreisen darum, wie Fußnoten verdeutlichen und gleichzeitig daran teilhaben, wie Wissen strukturiert und transportiert wird. Wie wird Textraum verhandelt: konkret in der Gestaltung, Ordnung der Textseite und auf inhaltlicher, metaphorischer Ebene? In welchen hierarchischen Beziehungen zum sogenannten Haupttext befindet sich die Fußnote und welchen Regeln, Konventionen, Diskursen ist ihre Verwendung unterworfen? Wer wird zitiert, was befindet sich am Rand oder außerhalb einer Erzählung? Welche Rolle spielt die Fußnote in der Generierung von Wissensweisen, Wissen(schaftlichkeit) und wie manifestieren sich dahingehend Lese- und Schreibgewohnheiten? Und, daran anknüpfend, was könnte abschweifendes Lesen, abschweifendes Schreiben bedeuten?

#### I.V            Vorgehensweise II

Ich folge in dieser Arbeit nicht einer Theorie, einer Autor:in, einem Text; stattdessen versammle ich mehrere Positionen, die in Relation zueinander stehen oder von mir in Relation zueinander gesetzt werden. Der methodische „Rahmen“, durch den ich mir die Fußnote anschau, ist vielstimmig (auch hinsichtlich der Disziplinen), weil ich denke, dass die Vielstimmigkeit – alleine durch das Zitieren – in der Sache selbst angelegt ist. Der Kunsthistoriker Michael Camille argumentiert seine Methode zu Beginn von *Image on the Edge* so: „Nevertheless, my heteroclite

combination of methodologies (...) is an attempt to make my method as monstrous as its subject.“<sup>31</sup> Camilles Thema sind Chimären und Fabelwesen am Rand von mittelalterlichen Manuskripten und Gebäuden. So wie diese Wesen Merkmale von Tieren, Menschen und anderen (fantastischen) Lebewesen in sich vereinen, so kombiniert Camille verschiedene Methodiken. Angelehnt an Camilles Erklärung würde ich meinen vielfältigen methodischen Zugang so beschreiben: *as many-voiced as its subject*. Ich zögere an dieser Stelle vor einer Aufzählung von Disziplinen, weil mich das vor die großen Fragen stellen würde, was die jeweiligen Fächer definiert und welche Autor:innen / Texte wo eingeordnet oder mit welchen Überbegriffen ausgestattet werden könnten; vor allem wenn sie miteinander in Interaktion treten (siehe Verortung / Disziplinen). Im Folgenden präzisiere ich diese noch vage Ausführung.

Ich konzentriere mich auf die Produktion und Rezeption von Fußnoten und unterteile die Arbeit dafür in vier große Kapitel: *Wissenschaftlichkeit – Lesen – Positionieren – Schreiben*. Nur in der beidseitigen Analyse von Produktion und Rezeption können sich mögliche Antworten auf meine Forschungsfragen finden. Unter Produktion verstehe ich das Schreiben, genauer: das wissenschaftliche und literarische Schreiben, aber auch die formellen und diskursiven Konventionen, die damit einhergehen (auch: Position auf der Seite und Stellenwert der Fußnote und des als Fußnote Bezeichneten). Unter Rezeption verstehe ich das Lesen, genauer: die (historische) Entwicklung von Lesegewohnheiten in Bezug auf die Fußnote und ihre Auswirkungen auf den gegenwärtigen Umgang mit ihnen: werden Fußnoten etwa auf ein stilles Lesen hin gedacht und welche Assoziationen bringt das mit sich? Formen des Schreibens prägen Lesegewohnheiten und vice versa. Die Mediävistin Anna Grotans schreibt: „The history of reading and writing are related, since how texts were written often influenced how they were read and, conversely, the prerequisites of reading directly influenced developments in writing.“<sup>32</sup>

Nun besteht die Gefahr, so könnte man verständlicherweise argumentieren, dass die Vorgehensweise ausgefranst, zu allgemein oder willkürlich ist. Aus diesem kritischen Blickwinkel würde die Fußnote zum Fuß zum *fuss*<sup>33</sup> (Uljana Wolf) zur *fuzzy* Methode. Zur unscharfen Methode. Mein Gegenargument lautet: da es wenig wissenschaftliche Forschungsliteratur zu Fußnoten gibt, bin ich auf Texte aus verschiedensten Bereichen angewiesen. Und: solche Texte, die sich auf den ersten Blick nicht viel mit Fußnoten beschäftigen, sind bei der Recherche, im Arbeitsprozess und bei den Fragestellungen sehr hilfreich gewesen. Ich kreise sozusagen mit anderen Themen um das eigentliche Thema. Vielleicht spiegelt genau das die Eigenschaft der Fußnote wider: dass sie zu oder von etwas weg führt.

Wie zu Beginn der Einleitung formuliert, ist mir die Verortung meiner Arbeit wichtig. Ich folge den beiden Medienwissenschaftler:innen Gramlich und Haas, die sich neben Hélène Cixous auf Donna Haraway und ihren Text *Situated Knowledges* beziehen, und versuche, von dieser feministischen

31 Camille, *Image on the Edge*, 1992: 9.

32 Grotans, *Reading in Medieval St. Gall*, 2006: 1f.

33 Wolf, *Etymologischer Gossip: Barbar Blechs Ursprech*, 2022: 194. „Aufruhr, Lärm, Geschrei“.

Analyse angeleitet, die eigene Situietheit im akademischen Betrieb und im wissenschaftlichen Schreiben zu artikulieren. Das Zitieren, mein eigenes Zitieren – wessen Wissen teile ich? – verstehe ich als Teil davon. Denn in den gesichteten Fußnoten-Materialien hat sich gezeigt, dass es wenige queer-feministische Referenzen zum Thema gibt und diesen Umstand möchte ich nicht ohne Weiteres weitertragen. Ich denke, es ist von Bedeutung, wer zitiert wird.<sup>34</sup> Hier schließe ich auch mit einer Positionierung, Lokalisierung hinsichtlich post\_kolonialer Theorien und Perspektiven auf hegemoniale Wissensweisen und deren Quellen, Belege, Archiv- und Forschungsmaterialien an.

Mit einem Kapitel zu mittelalterlichen Schreib- und Lesestrategien setze ich die Fußnote in einen ausgewählten historischen Kontext. Damit möchte ich exemplarisch medienspezifische Entwicklungen und Veränderungen einer Anmerkungspraxis zeigen. Eingeflochten in die Struktur von *Wissenschaftlichkeit – Lesen – Positionieren – Schreiben* ist zudem die Bearbeitung der im gesichteten Material vernachlässigten Metaphorik der Fußnote (und ihrer Verwandten, der schon im Mittelalter rege verwendeten Marginalie). Das Mitdenken der metaphorischen Ebene von Fußnote, Textkörper und ihre Körperlichkeit durchzieht meine Arbeit (daher auch der Titel *Zur Anatomie von Fußnoten*) und fließt ein in Fragen wie: Wer ist eine Fußnote? Wer oder was befindet sich am Rand oder außerhalb einer Erzählung? Das verdeutlicht auch, dass das Abarbeiten an Wörtern und ihren Definitionen, Etymologien und Bedeutungsebenen diesen Text prägt. Ich konsultiere deutsche (Duden, DWDS) und englische (Merriam-Webster) Wörterbücher.<sup>35</sup> Ein großer Teil der Forschungsliteratur, der zitierten Autor:innen und einige literarische Beispiele sind englisch, wodurch die englische Sprache in der gesamten Arbeit eine besondere Rolle einnimmt.

Ein letzter, aber sehr zentraler Aspekt meiner Vorgehensweise ist die Art und Weise der Setzung und Formatierung der Fußnoten in dieser Arbeit. Ich habe die Schriftgröße der Fußnoten bewusst jener des Fließtexts angeglichen und auf eine Haarlinie verzichtet. Das löst zwar die bestehende Hierarchie zwischen ihnen nicht auf, deutet aber auf diese hin. Für die Fußnoten gilt außerdem der Flattersatz, der das Ausfransende, das Hinüberfließen vom optisch relativ strengen Textblock in den Seitenrand betonen soll. In den Fußnoten selbst finden sich vermehrt Hinweise auf andere Fußnoten innerhalb dieser Arbeit und Fußnoten anderer Autor:innen – eine performative Verstärkung ihrer vernetzenden, verweisenden, hinweisenden Eigenschaft. Das Miteinbeziehen der Form in den Prozess des Nachdenkens und Schreibens hat sich als sehr ergiebig erwiesen.

34 Daraus folgt auch das Kriterium in der Gestaltung des Quellenverzeichnisses, immer alle Beteiligten einer Publikation zu nennen.

35 Das Nachschlagen im Wörterbuch, das Arbeiten mit dem Wörterbuch ist eine beliebte poetologische Praxis. Siehe z.B. Harryette Mullens Lyrikband *Sleeping with the Dictionary* von 2002 und das gleichnamige Gedicht, auf der Website der Poetry Foundation nachlesbar.

## I.VI Gliederung

Dem ersten Abschnitt *Fußnoten / Wissenschaftlichkeit* vorangestellt sind Klärungen von Begrifflichkeiten und Definitionen: was macht eine Anmerkung zu einer Anmerkung, wo hebt sich die Fußnote gegenüber anderen Formen der Anmerkungspraxis ab und was impliziert ihre Verortung im Blattraum? Grundlage für diese Begriffsrecherche ist Derridas Aufsatz *This Is Not an Oral Footnote*. Der ebenfalls bereits erwähnte Text von Naomi Gramlich und Annika Haas liefert in der Folge Referenzpunkte für Gedanken darüber, was es bedeuten könnte, wissenschaftlich zu arbeiten und / oder zu schreiben. Wie greifen Form und Inhalt ineinander, wie gestalten sich die Beziehungen zwischen Form, Inhalt, Institution, Kontext und der eigenen Position? Welche Rolle nimmt das Fußnoten-Verweissystem in den Gebrauchsanleitungen zur Absicherung einer *guten* wissenschaftlichen Praxis ein? Ein Aspekt auf den ich Wert lege, ist, wie die Autor:innen selbst mit Fußnoten umgehen und welche Möglichkeiten in der Umsetzung und dem Publizieren von wissenschaftlichen Anmerkungen probiert werden. Zuletzt teile ich Überlegungen der Theoretikerin Katherine McKittrick, die ausgehend von den Black Studies über Techniken des Aufeinander-Verweisens berichtet und die wichtige Frage stellt: woher weiß ich, was ich weiß?<sup>36</sup>

Mit der Idee die Anmerkung als eine Art Zeitkapsel zu begreifen, beginne ich das zweite Kapitel: *Lesen / Leserichtungen*. Hieronymus Boschs Weltgerichtstriptychon dient dabei als Zeitmaschine in das Mittelalter. Es ist mir wichtig, Fußnoten in den historischen Kontext *Mittelalter* zu stellen, weil von der Mediävistik erforschte Verfahren in der Entwicklung und im Umgang mit Schriftlichkeit produktiv sind für ein Nachdenken über heutige Fußnoten, ihre Verwendung und ihre bestätigende, versichernde, irritierende, ablenkende, abschweifende, verwirrende oder inspirierende Wirkung. Glossen und Marginalien – Anmerkungen zwischen, neben oder um bestehende Zeilen herum – sind die Vorgängerinnen von Fußnoten. Mit ihnen werden Konzepte des Übersetzens und Unterrichtens, des Lehrens, Lernens und lauten Lesens und des kollektiven Schreibens<sup>37</sup> erprobt. Den mediävistischen Analysen folgend denke ich Lesekonventionen und -richtungen in Verbindung mit der Entwicklung und dem Erstellen von Codices als erlernte und zu lernende Strategien. Die Mediävistin Sinéad O’Sullivan schreibt: „In the early medieval period, however, there existed (...) a kind of reading that was by nature slow, complex, open-ended, nonlinear, fragmentary, multivalent, and requiring effort.“<sup>38</sup> Von der Vielschichtigkeit mittelalterlicher Manuskripte inspiriert überlege ich in der zweiten Hälfte dieses Kapitels, wie sich

36 *Wer weiß?* Im Deutschen ließe sich aus dieser kurzen Phrase, im Unterschied zum Englischen *who knows?*, noch eine weitere Schicht schälen: nämlich jene einer westlichen, *weißen* Ordnung von Wissen, einem kolonialen Wissenssystem, das Deutungshoheit beansprucht und als Ausgangs- und Bezugspunkt ein unmarkiertes, bürgerliches *weißsein* voraussetzt.

37 Das Konzept von Autor:innenschaft im heutigen Verständnis unterscheidet sich von jenem im Mittelalter, wo Autor:innen nicht selten anonym bleiben und Schreiber:innen weniger inhaltlich arbeiten, sondern Abschriften und Ergänzungen erstellen oder Vorarbeiten für die Illustrator:innen leisten.

38 O’Sullivan, *Reading and the Lemma in Early Medieval Textual Culture*, 2017: 372.

Lesebahnen und Leseverhalten gefestigt bzw. verändert haben: das Lesen, Nichtlesen, Überlesen, leise Lesen und Vorlesen von Fußnoten.

Das dritte Kapitel *Positionieren / Textraum* handelt von (Wissens-)Räumen. Verweisen ist eine räumliche Angelegenheit und wird durch Verweiszeichen, die bestimmte Orte im Text miteinander verbinden, auch praktiziert. Zusätzlich gehen Verweise auch über den Text hinaus, mithilfe der Raumpräpositionen in den Konventionen des Zitierens: am angegebenen Ort (a.a.O.), ebenda (ebd.), ebendort, an der angeführten Stelle, an jenem Platz; und *siehe* im Sinne von: schau dorthin. Ich schaue zur Metapher *eine Fußnote sein, being an asterisk* und räumlichen Metaphern, die ihre konkreten Erfahrungsräume oft ausklammern. Überlegungen dieses Abschnitts sprechen dafür, eigene Annahmen zu hinterfragen und die Fußnote nicht so sehr in ihrem oppositionellen und unbeweglichen Verhältnis zum Zentrum festzuheften, sondern ihre vernetzenden und referenziellen Eigenschaften zu betonen. Sie als *Ort* der Aushandlung eines Gesehen- und Gehört-werdens verschiedener Stimmen und Positionen begreifen. Die Schriftstellerin M. NourbeSe Philip forscht in ihrem Lyrikband *ZONG!* anhand von archivarischen Gerichtsakten zu dem gleichnamigen Sklavenschiff von 1781 nach, wie etwas erzählt werden kann, das erzählt werden muss, *aber nicht erzählt werden kann* – im Sinne eines prosaischen, vollständigen Erzählens und ohne die in den Akten steckende Gewalt zu reproduzieren. Sie findet unter anderem mittels Fußnoten einen Weg eines fragmentarischen, partiellen Erzählmodus, der das *Wie* von Wissensproduktion und Informationstransport kritisch beleuchtet.

Damit leitet sie das letzte Kapitel *Schreiben / Poetik des Abschweifens* ein. Im Mittelpunkt stehen Strategien des Schreibens, Verweisens und Anmerkens, die auf den ersten Blick nicht viel mit gewohnt-etablierten Funktionen der Fußnote zu tun haben, aber das Konzept der Fußnote auf spannende Art und Weise bearbeiten und verwenden. Die Poetik des Abschweifens fasst das gedankliche Abschweifen (beim Lesen und Schreiben) nicht als mangelnde Aufmerksamkeit, sondern als Lust am Fragmentarischen, als Lust an der (Haupt-)Erzählung abzuzweigen und am Interesse für Details. Neben Philips *ZONG!* aus dem vorigen Kapitel sind Stefan-Manuel Eggenwebers *Operationen*, Monika Rincks *Begriffsstudio*, Uljana Wolfs *fussy notes* und Gedichte von Zoe Darsee vier weitere aktuelle literarische Beispiele. Ich möchte mit diesem Schwerpunkt Aspekte der Autor:innenschaft, der Vielstimmigkeit und der Vernetzung (Hypertext, Intertextualität) aufgreifen. Fällt es künstlerisch-literarischen Arbeiten leichter mit der Form zu experimentieren, wenn Faktoren wie Nachprüfbarkeit in den Hintergrund rücken? Was ist spannend an der wissenschaftlich markierten Form der Fußnote? Diese Fragen spiegeln nicht zuletzt den Kontext wieder, in der diese Masterarbeit entsteht: in einem wissenschaftlichen Studiengang an einer Kunstuniversität. Inwiefern könnte das akademische Thema *Fußnote* auf einer Kunstuniversität überhaupt relevant sein?

## II FUSSNOTE / WISSENSCHAFTLICHKEIT

### II.I Begriffe und Definitionen

Die Fußnote ist eine „durch eine hochgestellte Ziffer o.Ä. auf eine Textstelle bezogene Anmerkung am unteren Rand einer Seite“.<sup>39</sup> Im Gegensatz zu den allgemeineren Bezeichnungen wie *Annotation* oder *Anmerkung* ist damit eine spezifische Textbezogenheit gegeben. Die oft synonym verwendete Anmerkung oder Annotation – „a note added by way of comment or explanation“<sup>40</sup> – schließt auch Hinzufügungen, die über Text und Schrift hinausgehen, wie mündliche Kommentare, Markierungen, Zeichnungen usw. nicht explizit aus. Die Fußnote, wie sie im Duden definiert wird, ist allerdings relativ jung. Der Begriff etablierte sich in deutschen Wörterbüchern und Lexika im 18. und 19. Jahrhundert, Merriam-Webster datiert die erste Nennung im Englischen auf 1711. Die Fußnote ist demnach, neben ihren Vorgängerinnen Marginalie, Kommentar, Scholie, Glosse, Glossar usw. eine Ausdifferenzierung in der Form der schriftlichen Anmerkung. Aus diesem Grund beginne ich mit ihrer Definition. Trotz der feinen Bedeutungsunterschiede zur Fußnote werde ich den Begriff der Anmerkung (bzw. Annotation) im Laufe der Arbeit vor allem dann verwenden, wenn es um mittelalterliche Schreib- und Lesepraktiken geht und größere Fragen zu dem Verhältnis von Haupt- und Beisätzen es verlangen, wie in den kommenden Absätzen.

#### II.I.I Die Anmerkung

Was ist eine Anmerkung? Oder, für den Anfang, was ist eine schriftliche Anmerkung? Jacques Derridas formuliert in *This Is Not an Oral Footnote* einige grundlegende Überlegungen dazu, die ich aufgreife. Der verschriftlichte Vortrag ist der letzte Beitrag in einem Sammelband eines Symposiums von 1988 über (hauptsächlich: mittelalterliche) Annotationen.<sup>41</sup> Zitate daraus gebe ich in Englisch wieder, weil Derrida seinen Text eigens für diesen Anlass auch übersetzte: „I am now in the midst of awkwardly improvising an English translation of a text I wrote yesterday in French“.<sup>42</sup> Am Text schätze ich, dass er die Materialität des Schreibprozesses und den eigenen Umgang mit Anmerkungen mit einbezieht.<sup>43</sup>

39 Duden, Fußnote.

40 Merriam-Webster, Annotation.

41 Derrida, *This Is Not an Oral Footnote*, 1991. In dem Exemplar, das ich aus der Bibliothek entlehnt habe, sind die einzigen ersichtlichen Spuren vorheriger Leser:innen an seinem Textbeitrag zu erkennen. Dort sind die Seitenecken umgebogen.

42 Ebd., 198. Die Fußnote als Werkzeug des Übersetzens: Übersetzung ist ein bedeutender Aspekt im Umgang mit Textraum und Techniken des Verweisens und stellt ein weiteres Forschungsdesiderat dar.

43 In Derridas Text *Glas* von 1974 gibt es zwei nebeneinander herlaufende, ineinander greifende und in verschiedenen Schriften gesetzte Kolumnen, die seine Lektüreaufzeichnungen zu Hegel und Genet repräsentieren.

Eine schriftliche Anmerkung braucht etwas, auf das sie sich bezieht. Einen anderen Text. Ohne ihn wäre sie selbst Haupttext und keine Anmerkung. Daraus folgt die Definition:

1) Die Anmerkung ist als solche ersichtlich, weil sie räumlich / grafisch vom zentral positionierten Haupttext getrennt und 2) dadurch autonom, ein eigener Text ist, 3) auch wenn sie inhaltlich sowie räumlich in einer hierarchischen Beziehung zum Haupttext steht, diesem mittels Verweiszeichen verbunden ist, diesen ergänzt, erklärt, kritisiert, kommentiert, ignoriert usw. 4) Die Autor:innenschaft von Haupttext und Anmerkung kann, muss aber nicht übereinstimmen (Autor:in, Übersetzer:in, Herausgeber:in), insofern sie überhaupt namentlich gekennzeichnet ist (Anonymität). 5) Zwischen Haupttext und Anmerkung ist durch die Prozesse des Schreibens, Lesens und Anmerkens die Möglichkeit für zeitliche Verschiebungen (oder Überlappungen?) gegeben. Anders gesagt: Haupttext und Anmerkung können verschiedene Zeitpunkte des Niederschreibens haben.

Präzisierung zu *Punkt 1*).

Von Relevanz ist die Lage und Anordnung von Text(-teilen) im (Schreib-)Raum. Schriftgrößen können Ordnung und Hierarchie zwischen Textteilen verstärken. Die Anmerkung – neben, oberhalb, unterhalb, rund um und zwischen den Zeilen des Haupttextes – ist visuell für das Auge als eigene Einheit erkennbar, aber nicht zwingend für die Ohren, würde der Text etwa vorgelesen.

Präzisierung zu *Punkt 2*).

Handelt es sich auch um Text, wenn die Anmerkung aus einem einzelnen Wort oder sogar nur einzelnen Buchstaben oder Satzzeichen (z.B. Abkürzungen) besteht, wie das zum Beispiel bei mittelalterlichen Glossen oft der Fall ist? Der Mediävist Markus Schiegg greift die Diskussion unter Linguist:innen auf: ein mögliches strukturalistisches Argument lautet, Textualität ist erst dann gegeben, wenn es sich um eine Kette zusammenhängender Sinneinheiten handelt. Die pragmatische Gegenseite argumentiert, sobald eine sprachliche, kommunikative Handlung gegeben ist, werden die Bedingungen für Text erfüllt.<sup>44</sup>

Präzisierung zu *Punkt 3*).

Nach Derrida ist die Beziehung, das Verhältnis von Haupttext und Anmerkung zueinander geprägt von inneren (Schreibstil, Rhetorik, Sprache) und äußeren (typografische Gliederungen, Layout) Gesetzen, die beide bereits Silhouetten – Vorstellungen, Erwartungen – einer Leser:innenschaft beinhalten. Er argumentiert, dass das Konzept der Anmerkung und ihrer Umsetzung innerhalb der eben umrissenen Grenzen selbst wiederum gewissen Regeln unterliegt: jenen von Institutionen, sozialen Konventionen, eingebettet in bestimmte historische und kulturelle Gefüge<sup>45</sup> und Diskurse über Ökonomie und Technologie von Schrift und Druck.<sup>46</sup>

44 Schiegg, Frühmittelalterliche Glossen, 2015: 47.

45 Derrida, This Is Not an Oral Footnote, 1991: 196.

46 Ebd., 199.

## II.I.II Schriftlichkeit

Mit einem Exkurs in die Schriftlichkeit des Mittelalters<sup>47</sup> in meiner Arbeit knüpfe ich an eine bestimmte Tradition der Textexegese an. Die Interpretation und Auslegung von Text ist typisch für alle Buchreligionen – besonders für das Judentum und den Islam. Meine Beispiele mittelalterlicher Textkultur stehen im Kontext religiöser Institutionen wie dem Kloster, sie sind größtenteils an das Christentum gekoppelt. Folgendes Zitat Derridas macht diesbezüglich zwar Unterscheidungen auf, betont aber gleichzeitig Gemeinsamkeiten. Er schreibt:

„Other cultures – even some like the Jewish and Arabic, very close to our own – use an *intertextual* layout of the page and construct a topographical *mise en page* according to rules and hierarchical evaluations that are not at all those that you or we call annotations.“<sup>48</sup>

Wer ist das *we / you*, das die Leser:in im Prozess des Lesens mit einschließt? Derrida stellt zu Beginn des Satzes eine Distanz, Differenz her (*other cultures*), um gleich darauf eine Nähe zu behaupten (*very close to our own*). Indem er sagt, dass Anordnungen von Anmerkungen auf Seiten möglich seien, die „wir“ gar nicht als solche bezeichnen würden, verweist er dennoch darauf, dass Anmerkungen eine gängige Praxis, also eine gemeinsame Praxis sind. So gesehen macht es auch Sinn, die genannten Buchreligionen nicht isoliert voneinander zu betrachten, sondern viel mehr in einem steten Austausch und mit historischen Verbindungslinien.

Die Herausgeber:innen des Sammelbands *Signs on the Edge. Space, Text and Margin in Medieval Manuscripts*, Sarah Keefer und Rolf Bremmer, schreiben: „Determining a difference between the spatially outermost and the spatially innermost (...) are learned processes.“<sup>49</sup> Das Ausmachen von Unterschieden zwischen dem räumlich Äußersten und dem räumlich Innersten seien erlernte Prozesse. Um Alphabete und Schriften zu verstehen, würde man schon von klein auf kognitive „mappings“ entwickeln, die navigieren, ob man von oben oder unten, von rechts nach links oder von links nach rechts lese. In jedem Fall, so die Autor:innen, seien gewisse Lernstrategien erforderlich, um sich in der Geografie des Schreib- oder Zeichenraums einer ebenen Fläche zurechtzufinden. Wenn die Autor:innen von einer ebenen Fläche („planar surface“) ausgehen, auf der Lesegewohnheiten verhandelt werden, beinhaltet das Annahmen einer bestimmten Schriftlichkeit. Funktioniert das Konzept von Anmerkungen wie bisher beschrieben auch mit einem Schreiben, das sich nicht nur auf papierenem, flachem Material manifestiert? Könnte das Konzept von Haupttext und Anmerkung auf andere Schreibsysteme umgelegt werden?

An dieser Stelle weise ich auf die Arbeit der feministischen Literaturwissenschaftlerin und post\_kolonialen Theoretikerin Rey Chow hin. Sie argumentiert, dass Derrida, wie viele westliche

47 Das Mittelalter ist per Begriffsdefinition eine europäische Zeitepoche. Dieser selbstverständlich anmutende Hinweis ist ein Marker für meine erlernte Geschichts-*timeline*.

48 Derrida, *This Is Not an Oral Footnote*, 1991: 196f.

49 Keefer / Bremmer, *Signs on the Edge*, 2007: Autor:innennotiz Umschlag.

Philosoph:innen und Literat:innen vor und nach ihm, ein ihm unbekanntes Schriftsystem, nämlich das Chinesische, als ein fundamental *anderes* imaginiert. Unter der Annahme, dass das Chinesische eine ideografische (die Schriftzeichen sind Bildzeichen), nicht-phonetische Sprache sei, idealisiere er es als utopisches Gegenbeispiel zum europäischen Logozentrismus. Obwohl Derridas Analysen in vielerlei Hinsicht radikal und wichtig seien, so Chow, insistiere er dennoch

„(...) auf einer gewissen konventionellen Grenze zwischen Ost und West, einem rhetorischen Essentialismus, demzufolge der Osten auf die Rolle der Differenz festgelegt wird, einer Differenz, die sich darüber hinaus in der scheinbar selbstevidenten oder transparenten Form des Grafischen, des Ideogramms, spiegelt.“<sup>50</sup>

Derrida hat also nur oberflächlich „hinüber“ zum Anderen, dem chinesischen Schriftsystem, geblickt und diesen kurzen Gruß (Chow) für seine Dekonstruktion (siehe *Grammatologie*) fruchtbar verarbeitet.<sup>51</sup> Was könnte das in Bezug auf das bisher in diesem Abschnitt Gesagte bedeuten? Womöglich, dass Derrida, im Unterschied zu *other cultures very close to our own* zum Chinesischen keine Nähe / Gemeinsamkeit ausmacht, sondern es im Bereich der ausschließenden Differenz belässt. Und andererseits vielleicht, dass eine Frage wie: *Funktioniert das Konzept von Anmerkungen wie bisher beschrieben auch mit einem Schreiben, das sich nicht nur auf papierem, flachem Material manifestiert?* nicht davor gefeit ist, früher oder später Stereotype zu reproduzieren oder ein gewisses Andere herzustellen.<sup>52</sup>

Vielleicht verdeutlichen diese Gedanken zumindest vage weit gefasste Grenzen, Spielregeln, Geschichten, Diskurse, innerhalb derer die Definition der schriftlichen Anmerkung überhaupt erst ansetzt: „[...] the concept of annotation, in the strict sense (if indeed it has a strict sense), has limits that are simply the limits imposed by certain laws, institutions, and social conventions that have a history and their own precise cultural limits.“<sup>53</sup> Gleichzeitig verdeutlichen diese Gedanken auch einen Versuch, zu fassen, was eine Anmerkung ist oder sein könnte, der zu große Fragen zum Komplex Schriftlichkeit allein für meine Masterarbeit aufmacht.

### II.I.III Fußnote: Besonderheiten, Funktionen, Textsorten

Was zeichnet die Fußnote aus? Sie ist eine ausdifferenzierte Form der schriftlichen Anmerkung. Besonders an ihr ist, dass sie sogenannte Haupttexte nicht nur ergänzt, kommentiert, kritisiert usw., sondern auch überträgt (Zitation mit Titel, Autor:in, Verlag, Jahr, usw.; Übersetzungen) und damit zu einem intertextuellen Geflecht beiträgt. Zudem stellen Verweiszeichen (\*1a) exakte Verbindungen über die räumliche Distanz von Textstelle zu Textstelle sicher. Diese Zeichen sind

50 Chow, Ideo-Grafien. Ethnische Stereotype und stereotyper Logozentrismus, 2015: 86.

51 Ebd., 85, 88.

52 Chow: „Die Repräsentation [wird] wissentlich oder unwissentlich schablonenhaft.“ Ebd., 85.

53 Derrida, This Is Not an Oral Footnote, 1991: 196.

aufeinanderfolgend nummeriert. Besonders gegenüber anderen Formen der Anmerkung ist auch der ihr zugewiesene Ort: der Fuß der Seite, wodurch sie dem zentralen Text untergeordnet wird:

„In the strict sense, the status of a footnote implies a normalized, legalized, legitimized distribution of the space, a spacing that assigns hierarchical relationships: relationships of authority between the so-called principal text, the footnoted text, which happens to be higher (spatially and symbolically), and the footnoting text, which happens to be lower, situated in what could be called an inferior margin.“<sup>54</sup>

Die räumliche Abgrenzung produziert und impliziert eine hierarchische Beziehung. Sie setzt eine Gewichtung hinsichtlich Lesereihenfolge und Leserichtung des Texts im Blickfeld der Leser:innen und vermittelt umgekehrt Prioritäten im Schreib- und Denkprozess der Autor:innen. Diese bereits im Konzept Anmerkung / Fußnote angelegte Abhängigkeit von einem anderen Text macht es notwendig, Ebenen der Hierarchien zu thematisieren.

Mit einer knapp skizzierten Auflistung (sie erhebt keinen Anspruch auf Vollständigkeit, falls es diese überhaupt gibt) von Funktionen der Fußnote versuche ich einen ersten Überblick und Orientierung zu vermitteln. Mögliche Funktionen: Ergänzung, Erklärung, Übersetzung, Kritik, Reflexion, Kommentar, Beleg und Zitation (Nachvollziehbarkeit von Quellen), Orientierung (Prestige, Kanon, Institution), Vernetzung (Intertextualität), Gestaltung (Stil und Linearität des Erzählens, flüssiges und „effizientes“ Lesen), Abschweifen, Fabulieren, Spekulieren, Verknüpfen.

Das Verhältnis zwischen Haupttext und Fußnote – und somit ihrer Funktion – ist geprägt vom Maß an Autorität des jeweiligen zentralen Texts bzw. der jeweiligen Textsorte und ihrem Zweck: handelt es sich um Lyrik, Drama, Gesetzestext, Urkunden, Science-Fiction, Lexikoneinträge, Briefe, journalistische Artikel,<sup>55</sup> Dissertationen? Dabei gilt es mitzudenken, dass Zweck und Autorität sich historisch und medienspezifisch verändern können. Daher lautet die Frage nicht nur wo, sondern auch wann und von wem sind Fußnoten erwünscht / nicht erwünscht, verpflichtend / obligatorisch, erlaubt / nicht erlaubt? Spannend ist in diesem Zusammenhang Derridas Idee vom „unannotatable text“<sup>56</sup>, einem autoritären Gesetzestext, der Annotationen untersagt und zugleich herausfordert. Da wissenschaftliche und literarisch-experimentelle Texte den Schwerpunkt dieser Arbeit bilden, bleiben zum Verhältnis von Textsorte und Fußnote viele Forschungsdesiderate offen. Und nicht nur eine Untersuchung zu Gesetzestext und seiner Auslegung und (un-)möglichen Anmerkungen wäre spannend und wichtig, sondern auch eine Beschäftigung mit Anmerkungen / Fußnoten und Blindenschrift, leichter Sprache und Gebärdensprache.<sup>57</sup>

54 Ebd., 193.

55 Im Journalismus ist es beispielsweise unüblich Fußnoten zu setzen und in sensiblen Recherchen konkrete Quellen auszuweisen, um Informant:innen oder Betroffene zu schützen.

## II.I.IV Fußnote: Begriffsgeschichte, kurze Anwendungsgeschichte

In der Forschungsliteratur lässt sich kein eindeutiger historischer Pfad zum Begriff der *Fußnote* ausmachen. Zum einen gibt es eine Nähe zur musikalischen *Note*, die sich aus dem lateinischen *nota* herleitet, deren mittelhochdeutsche Bedeutung aber auf Musiknoten beschränkt ist.<sup>58</sup> Trotzdem ist die *Note* eine geläufige Bezeichnung für die *Fußnote*, bis diese sich als Begriff in den deutschen Wörterbüchern und Lexika im 18. und 19. Jahrhundert eindeutig etabliert hat.<sup>59</sup> Merriam-Webster datiert die erste Nennung im Englischen, wie bereits erwähnt, auf 1711. Dann gibt es die vom Wortstamm ähnliche *Annotation*, ebenfalls aus dem Lateinischen – *annotatio* – die eine Anmerkung, einen Vermerk bezeichnet. Eine wichtige Rolle dürften auch Schriftsetzer:innen gespielt haben, die die *Fußnote* als Fachbegriff in der Druckersprache geprägt haben. Der untere Blattrand bot im Vergleich mit dem Platz der Marginalien links und rechts vom Haupttext für Setzer:innen mehr und vor allem praktischere Möglichkeiten für Layout, Satz und Druck der Seite. Zum anderen machen Metaphern, die den menschlichen Körper betreffen, einen nicht unbeträchtlichen Teil des Wortschatzes in der Druckersprache aus.<sup>60</sup> Evelyn Eckstein gibt als Zeitpunkt, an dem der Begriff *Fußnote* an Popularität gewinnt, die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts an, was sich in etwa mit der statistischen Wort-Häufigkeitskurve des DWDS deckt, auch wenn die Fußnote als Konzept schon ab dem 17. Jahrhundert angewandt wurde.<sup>61</sup>

Praktiken des Anmerkens sind der Schriftlichkeit grundsätzlich inhärent, anmerken bedeutet: lesen, schreiben. Belege für verschiedene Anmerkungsformen reichen bis in die Antike und

- 56 Nach Derrida kämen alle sogenannten sekundären Diskurse wie Kommentar, Interpretation, Exegese *vor* dem Gesetz, weil sie nur antworten, aber nie zuerst sprechen könnten. Es gäbe immer einen Text, auf den sie sich bezögen und der strukturell gesehen auch ohne sie auskommen, ja selbst schon einen Kommentar darstellen würde. Allerdings sei der Gesetzestext in einer Schleife gefangen, die lautet: alles ist gesagt und gleichzeitig nach Rezeption, Übersetzung, Interpretation verlangt: „An infinitely ‚unannotatable‘ text provokes infinite annotation. In this way the order says, ‚Read me, be satisfied with reading me, I am here in front of you‘; yet it also says, ‚If you want to read me, you must write, you must do something other than reading.‘ Read me and don’t read me.“ Ob sich Derrida konkret auf das Common Law oder das Civil Law bezieht, bleibt unklar. Als einen Anhaltspunkt nennt er die Parabel *Vor dem Gesetz* von Franz Kafka. Derrida, *This Is Not an Oral Footnote*, 1991: 202f.
- 57 Zum Vorlesen von Fußnoten siehe Kapitel III und beispielsweise: Hörbuchsprecher mit Instinkt für feine Töne, Blog des deutschen Zentrums für barrierefreies Lesen, 2018.
- 58 Vgl.: Eckstein, *Fußnoten: Anmerkungen zu Poesie und Wissenschaft*, 2001: 23; Dröge, *Die Fachsprache des Buchdrucks im 19. Jahrhundert*, 1978: siehe Wortschatzsammlung *Fußnote* 327 und *Note* 356.
- 59 Digitales Wörterbuch der deutschen Sprache, *Fußnote*, mit Wortverlaufskurve ab 1600.
- 60 Ein etwas veralteter Text, aber diesbezüglich hilfreich: Dröge, *Die Fachsprache des Buchdrucks im 19. Jahrhundert*, 1978: 51.
- 61 Vgl.: Eckstein, *Fußnoten: Anmerkungen zu Poesie und Wissenschaft*, 2001: 9.

darüber hinaus.<sup>62</sup> Als Vorläufer:innen der Fußnote gelten auch mittelalterliche Verweis- und Annotationspraktiken, die ich in dieser Arbeit besonders ins Auge fassen. Sie sind von Interesse, weil ihre Funktionen sich mit jenen der Fußnote überschneiden: sie ergänzen, kommentieren, kritisieren, sie verbinden Textstellen miteinander und stellen intertextuelle Verweise her. Entgegen der Eigenschaft der Fußnote, präzise Belege zu beherbergen, bleibt die Suche nach ihrer eigenen Geschichte aber relativ offen. Trotz der Ähnlichkeiten zu den vielfältigen Textlagen mittelalterlicher Manuskripte gibt es – wie zur Begriffsgeschichte – nicht die eine gerade nachzuvollziehende Entstehungslinie, sondern Uneindeutigkeiten und viele mögliche Abzweigungen. Auch wenn mit der Erfindung des Buchdrucks etwa nach und nach das Angeben von Seitenzahlen möglich wird, ist durch diese Drucktechnik kein fixierter, unveränderbarer Textblock gegeben (was er im Grunde sowieso nie ist).<sup>63</sup> Gesichert ist, dass Vorformen von Fußnoten in sämtlichen Textformen Anwendung fanden, in religiösen und juristischen Texten, in der Geschichtsschreibung, in der Lyrik. Mit einem veränderten Wissenschaftsverständnis im 18./19. Jahrhundert entwickelte sich die Fußnote allmählich zu einem Werkzeug des wissenschaftlichen Arbeitens und Schreibens. Der Begriff der *Literatur*, der zuvor ein Überbegriff in Zusammenhang mit Gelehrsamkeit und Wissen gewesen war, spezifizierte sich auf heute gängige Konnotationen und Verbindungen zur Kunst. *Literarische* und *wissenschaftliche* Texte wurden nun schärfer voneinander getrennt. Die *Literatur* wurde zur „schönen Wissenschaft“ und dann zur „schönen Kunst“. Gleichzeitig galt es, so Eckstein, mit der Etablierung der modernen, empirischen Naturwissenschaften seinen eigenen Standpunkt abzusichern, andere Standpunkte zu widerlegen und Ideen anderer zu kennzeichnen.<sup>64</sup> An der Art der Verwendung von Fußnoten in der „schönen“ Literatur lasse sich daher auch der Paradigmenwechsel im Verständnis von Wissenschaftlichkeit ablesen.<sup>65</sup>

Die Frage nach der exakt ersten Verwendung einer Fußnote in einem Text ist schwer zu beantworten und womöglich auch wenig fruchtbringend. Texte gehen verloren und Texte tauchen auf, je nach dem auch, wo wer in welchen Archiven forscht. Abgrenzungen zu anderen Anmerkungsformen können uneindeutig sein, weshalb Parameter notwendig wären, auf die ein Forschungsdiskurs sich geeinigt hätte. Der Historiker Anthony Grafton schreibt diesbezüglich: „Merkwürdigerweise wurden meine Antworten immer unsicherer, je mehr ich mich umschaute.“<sup>66</sup> Er nähert sich den Fußnoten über die Geschichtsschreibung und konkret über die Person des Leopold von Ranke. Nach Grafton blühte die Fußnote in ihrer wissenschaftlichen Verwendung im

62 Vgl.: ebd., 25; Grafton, *Die tragischen Ursprünge der deutschen Fußnote*, 1998: 40; Schiegg, *Frühmittelalterliche Glossen*, 2015: 7. Schiegg berichtet, dass sich „bereits in den frühesten schriftlich überlieferten Quellen der sumerisch-akkadischen Keilschrift (...) Glossen“ und „ein ausgefeiltes Markierungssystem für Glossen“ nachweisen lassen. Ebd.

63 Darauf komme ich später noch zurück. Siehe: Johns, *The Nature of the Book. Print and Knowledge in the Making*, 1998.

64 Eckstein, *Fußnoten: Anmerkungen zu Poesie und Wissenschaft*, 2001: 9.

65 Ebd., 10.

66 Grafton, *Die tragischen Ursprünge der deutschen Fußnote*, 1998: 16.

19. Jahrhundert auf, als Quellenkritik und das Heranziehen von und der Vergleich mit Primärquellen die Wahrheitssuche in der Geschichtsschreibung befeuerten. Rankes Quellenstudium sei prägend gewesen, auch wenn dieser selbst Fußnoten nur ungern und ungenau einsetzte: „Autoren, Titel, Seitenzahlen. Viele Seiten haben überhaupt keine Fußnoten; andere haben mehrere Fußnotennummern, aber nicht alle Belege sind eingefügt. Viele weitere Fußnoten nennen den Namen des Autors und den Titel, aber keine Seitenzahl.“<sup>67</sup>

## II.I.V Fußnote: Pathologie des Paratext

Einen speziellen Anteil an der neueren Begriffs- und Anwendungsgeschichte zu Fußnoten nimmt Gérard Genette mit seinem Buch *Seuils* von 1987 ein. Damit prägte der Literaturwissenschaftler den Begriff *Paratext* und unter diesem Titel erschien 1989 auch die deutsche Erstausgabe. Das Buch wird bis heute stark rezipiert, deshalb gehe ich näher darauf ein: es ist eine der ersten literaturwissenschaftlichen Anlaufstellen, wenn es um Intertextualität, Anmerkungen und Fußnoten geht, obwohl Genette nicht abgeneigt ist, Anmerkungen als „Krankheit des Textes“<sup>68</sup> zu bezeichnen und ihm als Analysematerial – mit nur wenigen Ausnahmen – lediglich Bücher moderner französischer Schriftsteller dienen.<sup>69</sup>

Paratexte sind Elemente, die einen Haupttext ergänzen, begleiten und präsentieren, etwa: Titel, Vorwort, Widmung, Anmerkung, Kommentar, Motto, Verzeichnis und eben auch die Fußnote. Die griechische Vorsilbe *para* bedeutet *neben, gegen* und erinnert an den Begriff des *Parergon*. Paratexte beeinflussen die Rezeption eines Textes (bei Genette in Form eines Romans) und bilden daher „zwischen Text und Nicht-Text nicht bloß eine Zone des Übergangs, sondern der Transaktion“<sup>70</sup>. Interessant ist der Raum zwischen Text / Nicht-Text, auf den Genette immer wieder zurückkommt und in dem er Paratexte und Anmerkungen ansiedelt. Er schreibt: „Wenn der Paratext ein oft unbestimmter Randbereich zwischen Text und Nicht-Text ist, so veranschaulicht die Anmerkung, die je nach dem zum einen oder zum anderen oder zum Zwischenbereich gehören kann, diese Unbestimmtheit und diese Labilität bestens.“<sup>71</sup> Unklar bleibt an einigen Stellen, was der Autor unter Nicht-Text versteht, wenn der Paratext bzw. die Anmerkung zwischen Text und Nicht-Text changieren kann und er an anderer Stelle versichert, dass Paratext selbst Text ist: „Meistens ist also der Paratext selbst ein Text: Er ist zwar noch nicht *der* Text, aber bereits Text.“<sup>72</sup> Die Aussage hebt den sekundären Charakter des Paratexts hervor, der quasi lediglich als Leiter zum erwünschten Haupttext dient. Die vom Autor zusätzlich gewählte Kursivsetzung des Wörtchens *der* verstärkt die Hierarchie, die Genettes Analysen zugrunde liegt:

67 Ebd., 79f.

68 Genette, *Paratexte*, 2001: 312. Siehe auch: „Pathologie der Anmerkung“, Fußnote 25, 326.

69 „Und liest man den ‚Roman einer Frau‘ ganz genauso wie einen Roman schlechthin, das heißt den Roman eines Mannes?“, fragt Genette auf Seite 14.

70 Ebd., 10.

71 Ebd., 327.

„Mit der Anmerkung stoßen wir zweifellos auf eine respektive viele (nicht-)vorhandene Grenzen, die das hochgradig transitorische Feld des Paratextes umgeben. Diese strategische Bewandnis entschädigt vielleicht für das zwangsläufig Enttäuschende an einer ‚Gattung‘, deren Auftritte definitionsgemäß punktuell sind, aufgesplittert, gleichsam verrieselnd, um nicht zu sagen staubig; oft sind sie so eng auf das eine oder andere Detail des Textes bezogen, daß ihnen eigentlich keine selbstständige Bedeutung zukommt: daher ein gewisses Unbehagen bei ihrer Behandlung.“<sup>73</sup>

Genette bedient sich im Abschnitt *Anmerkungen* einer Systematik, die sich weniger an verschiedenen Ausdifferenzierungen der Form (Fußnote, Endnote, Kommentar, Ergänzung etc.), als an funktionalen und zeitlichen Charakteristiken bzw. Autor:innen und Adressat:innen orientiert. Innerhalb dieser Systematik wird eine gewisse Rangordnung unter Anmerkungen vermittelt. Die Anmerkung par excellence, ihren „Grundtypus“ findet Genette in diskursiven, das heißt historischen, essayistischen Texten. Diese „Originalanmerkungen“, wie er sie nennt, werden von Autor:innen selbst und synchron zu ihrem Haupttext verfasst. Ihnen folgen die nachträglichen und späten Originalanmerkungen der Autor:innen selbst und darauf erst die Anmerkungen Dritter (Verleger:innen, Herausgeber:innen, andere Autor:innen).<sup>74</sup> Zum einen reproduziert eine solche Gliederung ein Konzept von Autor:innenschaft, in dem der (d.h. in dem Fall: männliche) Autor alleiniger Autor ist und die Deutungshoheit seines Texts fixiert (was sich in Kontrast setzen lässt zu kollektiven, teils anonymen Schreibprozessen im Mittelalter; zeitgenössischen künstlerischen Schreibprozessen usw.). Zum anderen zeugen Begrifflichkeiten wie „seriöse authentische Anmerkungen“<sup>75</sup> von einer Lesehaltung, die an ein Konzept von (Un-)Ordnung und an erlernte Erwartungshaltungen zu Form und Inhalt gekoppelt ist. Genettes Systematik pocht also auch auf die Eindeutigkeit von Textsorten. So würden Anmerkungen in fiktionalen Texten unweigerlich einen Bruch darstellen und bezögen sich meistens auf Texte, deren Fiktionalität ohnehin „unrein“ sei. Einen zusätzlich unangenehmen Beigeschmack bekommt diese Formulierung, wenn sich herausstellt, dass Genette sich im Buch einige Male auf die Werke eines faschistischen

72 Ebd., 14. Unter der Beschreibung „faktischer“ Paratext reißt Genette hier an, was er unter Paratext, der nicht Text ist, verstehen könnte: Datum und Gattung des Werks, Alter und Geschlecht der Autor:innen, ihre Ausbildungen und Auszeichnungen, kurz: der Kontext des Werks. Er schreibt, dass jeder Kontext als Paratext wirke. Trotzdem bleiben Unklarheiten in der Verwendung der Begriffe, da Genette nicht exakt ausführt, von welcher linguistischen oder pragmatischen Textdefinition er ausgeht. Was den sogenannten faktischen Paratext angeht, so finde ich, hat Edward Said es treffend formuliert: „Entscheidend ist, daß Texte Daseinsformen besitzen, die, selbst wenn sie überaus erhaben sind, immer in Lebensverhältnisse, Zeit, Ort, und Gesellschaft eingebunden – kurz, in der Welt und daher weltlich sind.“ Said, *Die Welt, der Text und der Kritiker*, 1997: 52.

73 Genette, *Paratexte*, 2001: 304.

74 Ebd., 310-327.

75 Ebd., 324.

Schriftstellers bezieht.<sup>76</sup> Zusätzlich zur Hierarchie zwischen Anmerkung und Haupttext – die in der Eigenart der Anmerkung verankert liegt – wird eine Hierarchie zwischen Autor:innen (der oder die Autor:in des Haupttextes befindet sich an wichtigster Stelle) und Textsorten (der Einsatz von Anmerkungen in essayistischen, historischen Texten ist selbstverständlich, während er bei lyrischen, fiktionalen Texten ein „lauter Pistolenknall im Fiktionskonzert“<sup>77</sup> ist) etabliert.

Mit Genettes „Expertise“ festigt sich schließlich auch der Eindruck, dass Anmerkungen und Fußnoten ein schlechter Ruf anhaftet. Für meine Untersuchung zur Anatomie der Fußnoten besonders interessant ist die Tatsache, dass der Unmut über sie auffällig oft in Analogie gesetzt wird mit körperlichen Leiden und Beschwerden (Stichwort „Beule“<sup>78</sup>). Selbst Grafton, dessen Hingabe für Fußnoten groß ist, vergleicht diese in seiner Einleitung mit einer Toilette, dem Summen des Zahnarztbohrers, einem Wurzelsystem und einem Ameisenhaufen. Eckstein berichtet vom Schriftsteller Hilaire Belloc, der Fußnoten als „Geschwülste am Texte“ bezeichnet haben soll.<sup>79</sup> Bilder wie diese suggerieren, dass um einen Haupttext(-körper) möglichst wenig hinzugefügte Teilchen schwirren sollten.

## II.I.VI Der Fuß als Maßstab: Metapher und Körper

Der Begriff *Fußnote* ist eine Metapher. Eine Metapher (griechisch: übertragen, übersetzen, transportieren) ist ein sprachlicher Ausdruck, bei dem ein Wort oder eine Wortgruppe nicht in der wörtlichen, sondern in einer übertragenen Bedeutung gebraucht wird:

„Die Metapher ist ein verkürzter Vergleich oder ein bildhafter Ausdruck, der auf einer Ähnlichkeit zwischen zwei Dingen oder Begriffen beruht. (...) Es werden zwei Bereiche zueinander in Beziehung gesetzt, indem die Benennung des ersten Bereichs (...) zur Benennung des zweitens Bereichs (...) herangezogen wird.“<sup>80</sup>

76 Ebd., 317. Es handelt sich um den rechtsextremen Renaud Camus. Er gilt als Vordenker des faschistischen *Rassemblement National* (Seiten 55f, 275, 306, 320, 351). Vgl. z.B.: Balmer, Rechter „Philosoph“ Renaud Camus. Der Hetzer von der Burg, taz, 2019. Auch wenn einige seiner bedenklichsten Schriften erst nach den *Paratexten* erschienen sind, ist aufgrund medialer Aufzeichnungen und Äußerungen anzunehmen, dass dessen weit rechts gerichtete Geisteshaltung schon bis zu einem gewissen Grad bestanden hat. Genette weist bei seiner literarischen Analyse nicht kritisch auf den ideologischen Hintergrund des Autors hin.

77 Ebd., 319.

78 Ebd., 312.

79 Grafton, Die tragischen Ursprünge der deutschen Fußnote, 1998: 17, 18, 22; Eckstein, Fußnoten: Anmerkungen zu Poesie und Wissenschaft, 2001: 21, siehe auch Fußnote 35.

80 Lühr (Hg.), Deutsche Wortfeldetymologie im europäischen Kontext, 2012: 107.

Die Ähnlichkeit kann sich auf die Form, die Funktion oder die Bewegung beziehen.<sup>81</sup> Beim Fuß wäre das zum Beispiel seine periphere Lage als unterste Gliedmaße des menschlichen Körpers und seine Funktion: Gehen, Laufen, Springen, Stehen usw. Der Fuß eignet sich auch gut zum Maßnehmen. Es sei für den Mensch nahegelegen, den eigenen Körper zu benutzen, um Dinge zu messen, erklärt die Linguistin Bettina Bock im Fachbuch zu Wortfeldetymologie.<sup>82</sup> Das spiegelt sich in der Druckersprache wider, wo besonders viele Gegenstände nach Körperteilen benannt sind. „Die Letter besitzt einen *Kopf*, ein *Gesicht*, *Fleisch* und einen *Fuß*, Matrizen haben *Augen*, Setzlinien *Ohren* und am vorderen Ende der alten Setzschiffe befanden sich deren *Zungen*.“<sup>83</sup>

Warum führe ich das so genau aus? Die anthropomorphisierten Fachwörter betonen eine Körperlichkeit von Text („Textkörper“), die von Anfang an angelegt gewesen zu sein scheint, wenn man sich vergegenwärtigt, dass Pergament und Leder bis in das Mittelalter hinein übliche Schriftträger waren. Aber eigentlich hoffte ich damit Verbindungen zu folgenden Überlegungen ziehen zu können. Zum einen gewinnen die im Prolog genannten literarischen *Operationen* Eggenwebers zusätzliche Bedeutungsebenen, so dass man sagen kann, er operiert am Körper (Inhalt), an der Sprache (Syntax, Orthografie) und der Form (Layout). Dass das Wort *Operation* dabei einen arg chirurgischen Beigeschmack bekommt, ist nur konsequent. Von diesem Spiel mit der Metaphorik des Textkörpers und der gleichzeitigen Verhandlung der Topografie der beschriebenen Seite inspiriert, lautet der Titel meiner Masterarbeit also „Zur Anatomie von Fußnoten“. Obwohl – genau genommen – die Anatomie, als Teilgebiet der Morphologie, die Gestalt, Lage und Struktur von Körperteilen, Organen etc. untersucht und weniger ihre Funktionen. Eine Anatomie der Fußnote betont also eine Untersuchung der *Form* der Fußnote und vielleicht weniger ihre diskursive *Verwendung*. Aber die Verknüpfung von einem sehr speziellen Konzept (Fußnote) zum Körper war mir diese kleine Ungenauigkeit wert.

Zum anderen gibt es Formulierungen, in denen die Fußnote metaphorisch verwendet wird für etwas, das eine untergeordnete, nebensächliche oder unbedeutende Rolle einnimmt. Das gleiche gilt im Übrigen für die Marginalie: marginalisieren, marginalisiert (sein). Während diese hierarchische Bedeutungsebene in deutschen Wörterbüchern meist fehlt, obwohl vorhanden, ist sie im Englischen mitgeliefert: „one that is a relatively subordinate or minor part“<sup>84</sup>. Durch die Formulierung *eine Fußnote sein* oder „an asterisk in the grand narrative of history“<sup>85</sup> wird die Fußnote nochmals zu einer anderen Metapher. Während im ersteren Fall das Prinzip des Ähnlichkeitsverhältnisses vor allem auf der Form beruht (unterste Gliedmaße des Menschen ist gleich unterster Textteil auf der Seite), kommen bei letzterem Fall Funktionen hinzu: Ergänzung, Unterordnung, Abhängigkeit, Nebensächlichkeit usw. Metaphern sind zentraler Teil der Sprache, sie transportieren (mitunter problematische) Bilder, die das Denken und Handeln formen.

81 Ebd., 352.

82 Ebd., 191f.

83 Dröge, Die Fachsprache des Buchdrucks im 19. Jahrhundert, 1978: 51.

84 Merriam-Webster, Footnote.

85 Hartman, Venus in Two Acts, 2021: 14.

## II.II Die Fußnote in Diskursen um Wissenschaftlichkeit

Bevor ich dieses Kapitel beginne, muss ich auf die Ausgangspunkte dieser Masterarbeit zurückkommen, die sich in oder zwischen mehreren Disziplinen – Kunst-, Kultur- und Literaturwissenschaften; post\_koloniale Studien; literarisches Schreiben – befinden. Diese Verortung ist wichtig, weil es den genannten Bereichen gemein ist, dass das Schreiben, Text formen und publizieren die zentralen Praktiken der Wissensproduktion im akademischen Feld sind.<sup>86</sup> Dieses Verständnis vom Zustandekommen von Wissen durch Text liegt meinen Überlegungen zu *Wissenschaftlichkeit* zugrunde. Davon ausgehend skizziere ich, was wissenschaftliches Arbeiten und Schreiben auszeichnet und wie es Leitfäden (Angewandte, Universität Wien) und in den Sozial- und Geisteswissenschaften erfolgreiche Handbücher (Eco, Franck) definieren, vermitteln und lehren. Was sind die Funktionen der Fußnote innerhalb dieser Prozesse? Welche Rolle spielt das Belegen mittels Fußnoten?

### II.II.I Wissenschaftliches Arbeiten

Die Theoretikerin und Autorin Katherine McKittrick schreibt in ihrem Text *Dear Science and Other Stories* zu Beginn des Kapitels *Footnotes*: „I was finding it difficult to track, within the context of a public talk, how I know what I know, where I know from, who I know from, and what I cannot possibly know.“<sup>87</sup> Diese Zeilen stellen die Frage: woher weiß ich, was ich weiß?, in dieser scheinbar einfachen Formulierung, die mich in den Gedanken über Fußnoten und Wissenschaftlichkeit nicht mehr losgelassen hat. Es geht mir dabei weniger darum, philosophisch zu fragen, *was Wissen ist*, sondern mehr um das Offenlegen von Informationswegen, von Literaturbezügen in Fußnoten, von der Technik des Belegens innerhalb des wissenschaftlichen Arbeitens.

Was bedeutet wissenschaftliches Arbeiten?<sup>88</sup> Um diese Frage besser fassen oder beantworten zu können, versuche ich dafür drei Bereiche zu formulieren: Institution – Inhalt – Form. Die Universität, das ist in diesem Fall die Institution, in deren Rahmen das wissenschaftliche Arbeiten stattfindet und vor allem gelehrt wird. Hier gibt es Strukturen, Hierarchien, Disziplinen, Abteilungen, Regeln, Richtlinien, Verwaltungen, Bibliotheken, Netzwerke, Archive, aber auch wirtschaftliche Interessen und öffentlichkeitswirksame Veranstaltungen und vieles mehr. „Die eigene Situiertheit im akademischen Betrieb zu artikulieren“<sup>89</sup> ist deshalb relevant, weil es keinen

86 Vgl.: Gramlich / Haas, *Situiertes Schreiben mit Haraway, Cixous und grauen Quellen*, 2019: 39.

87 McKittrick, *Dear Science and Other Stories*, 2021: 14.

88 Sehr hilfreich für diese Frage war die gemeinsame Diskussion im MA-Kolloquium. Für Ergänzungen vgl. auch: Eco, *Wie man eine wissenschaftliche Abschlussarbeit schreibt*, 2010; Franck, *Handbuch Wissenschaftliches Arbeiten*, 2022; *Was bedeutet wissenschaftliches Arbeiten?* Abteilung für Kunstgeschichte, Universität für Angewandte Kunst Wien, o.D.; ALLEA, *The European Code of Conduct for Research Integrity*, 2017.

89 Gramlich / Haas, *Situiertes Schreiben mit Haraway, Cixous und grauen Quellen*, 2019: 40.

neutralen, objektiven Standpunkt des Sprechens gibt und sich wissenschaftliches Arbeiten in einem Forschungsdiskurs ereignet, der Sprache, Vokabular, Sprechweisen mit sich bringt.<sup>90</sup>

Die drei Bereiche Institution – Inhalt – Form sind eng miteinander verwickelt und wirken aufeinander. Der Kontext und die formalen Vorgaben (Form) beeinflussen den Inhalt und umgekehrt. Unter Inhalt des wissenschaftlichen Arbeitens kann angeführt werden: eine systematische und methodische Herangehensweise an ein Thema, wobei die Methode auch in Beziehung zur Disziplin steht; Fragen stellen, eine klare Argumentation in Abgrenzung zur bloßen Meinung, die Verwendung genauer Fachbegriffe und Definitionen (Codes); Referenzen herstellen, auf die (Text-)Arbeit anderer Bezug nehmen ohne zu kopieren, die Herkunft von Quellen nachvollziehbar machen und schließlich ein guter Schreibstil, eine präzise zeitliche und räumliche Verortung, eine Eingrenzung des aufgearbeiteten Materials.

Wieder: Vieles davon wirkt auf die Form und manches unter der Form eingeordnete könnte auch zum Inhalt gezählt werden. Die Form des wissenschaftlichen Arbeitens ist geprägt von Konventionen und Regeln für das Zitieren, Verweisen, Belegen, das Nachweisen der Herkunft von Literatur und *verlässlichem* Material (z.B.: publiziert / nicht publiziert, graue Quellen<sup>91</sup>), die Anwendung von Fußnoten; das Seitenlayout, die Gliederung, die Schriftgröße und -art, die Verzeichnisse und Bibliografien, den Titel, die Abkürzungen; die Erzählzeit (Präsens), die Perspektive (ich, wir, man<sup>92</sup>), die Autor:innenschaft. Vereinheitlichte Regeln sind Grundlage für das leichtere Vergleichen, Rezipieren, Auswerten, können aber auch einschränkend sein. Sie zu beherrschen ist Arbeit, etwas, das gelernt und geübt werden muss. Deshalb gibt es für Studierende an der Universität „Gebrauchsanleitungen“, die das wissenschaftliche Arbeiten anleiten und formen.

Fußnoten sind ein Parameter für *Wissenschaftlichkeit*, weil sie, oft in Kombination mit dem Literaturverzeichnis, in geregelter, normierter Form die Herkunft von Informationen belegen und für andere ersichtlich machen. Sie bürgen für sorgsames Sichten und Benennen von Quellen. Sie zeugen von Forschungsarbeit, sie zeigen an, dass man sich mit einem Themenkomplex beschäftigt hat. Sie unterstützen klares, lineares Argumentieren im Haupttext, indem sie Zusatzinformationen beherbergen. In ihnen finden sich Übersetzungen und Begriffspräzisierungen. Oder Kritik und Hinweise, in denen die Sprecher:innenposition etwas persönlicher werden kann.

90 Stuart Hall fasst in seinem Text *Der Westen und der Rest: Diskurs und Macht* den Diskursbegriff nach Michel Foucault sehr pointiert zusammen. Diese Ausführung bzw. Erläuterung einer möglichen Definition von „Diskurs“ bildet eine Grundlage für meinen Gedankengang. Hall, *Der Westen und der Rest: Diskurs und Macht*, 2012 [1992]: 150ff.

91 Die Bezeichnung graue Quellen umfasst Literatur, die nicht von einem Verlag veröffentlicht wurde, wie Flyer, Fanzines, Broschüren, Eigenpublikationen, Drucke von Institutionen, Organisationen, Vereinen. Was bedeutet *Verlässlichkeit* in diesem Zusammenhang?

92 Über das unsichtbare, scheinbar objektive man / *Man* siehe: Gramlich / Haas, *Situiertes Schreiben mit Haraway, Cixous und grauen Quellen*, 2019: 44.

Schriftarten- und -größen und die Organisation von Anmerkungen sind in vielen Disziplinen per Stylesheet<sup>93</sup> vorgegeben. Das Setzen von Fußnoten funktioniert in den meisten Schreibprogrammen nach automatisierten Voreinstellungen. Innerhalb dieser Layouts und Formatierungen gibt es wenig Spielraum für Gestaltung, da die Textbausteine hierarchisch geordnet sind. Fußnoten sind üblicherweise 1-2 pt kleiner gesetzt als der Haupttext, was die Hierarchie betont und eine Gewichtung hinsichtlich der Lesegewohnheit setzt. Das Layout nimmt Einfluss auf das Lesen.

## II.II.II Schreib- und Textarbeit

Ich habe folgende Beobachtungen zu Handbüchern und Leitfäden des wissenschaftlichen Arbeitens gemacht: die Grundlagen werden sehr professionell vermittelt. Es mag an ihrer pragmatischen, zweckgebundenen Ausrichtung liegen, dass oft nicht näher besprochen wird, was Disziplinen sind, was Methoden definiert, in welchen historischen Kontexten sie sich entwickelten oder wie institutionelle Strukturen der Wissensproduktion aufgebaut sind. Fußnoten werden begrifflich unscharf von Anmerkungen getrennt und ihre Entstehungsgeschichte innerhalb der Wissenschaften als „Behältnis“ für Informationen nicht erwähnt. Vielleicht ist das auch nicht ihre Aufgabe; allerdings könnten einige erklärende Stichworte zu verschiedenen Funktionen und der Entwicklungsgeschichte der Fußnote ihr etwas von ihrem unangenehmen Ruf nehmen. In den Handbüchern und Leitfäden wird durchgehend ein präziser, verständlicher und ansprechender Schreibstil thematisiert und gepriesen. Allerdings ist ein guter Schreibstil nichts per se Wissenschaftliches. *Schreiben* wird innerhalb der meisten Studienfelder nicht unterrichtet, sondern vorausgesetzt. In den gängigen *Einführungen in das wissenschaftliche Arbeiten* liegt der Schwerpunkt oft auf Recherche, Zitation und Co. Unterstützende Schreibmentoring etc. sind meist optional und nicht Teil des Curriculums.

Das Schreiben ist Teil des wissenschaftlichen Arbeitens, genauso wie das Lesen, Recherchieren, Interviewen, Diskutieren, Sammeln, Dokumentieren usw. – wieder: in Beziehung zu Methoden und Disziplinen. Das heißt, wissenschaftliches Arbeiten ist nicht notwendigerweise schreiben, auch wenn schreiben (wissenschaftliche) Arbeit ist.<sup>94</sup> Gramlich / Haas: „Wissenschaft basiert auf Text-Arbeit, Textarbeit ist Text(en)-als-Arbeit.“<sup>95</sup> Der Philosoph und Anthropologe Bruno Latour argumentiert, dass wir so an die Welt des Gedruckten gewohnt sind, „that we can hardly think of what it is to know something without indexes, bibliographies, dictionaries, papers with references,

93 In vielen MINT-Fächern wird mit dem Textprogramm LaTeX gearbeitet, wo nach einer inhaltlichen Gliederung ein beliebiges Stylesheet auf den Text angewendet werden kann.

94 Vor allem in den Sozial- und Geisteswissenschaften werden die beiden Tätigkeiten synonym verwendet. Norbert Francks Handbücher für *Wissenschaftliches Arbeiten* und *Wissenschaftliches Schreiben* haben beinahe den identischen Inhalt, einzig ein paar Kapitel wurden gestrichen und die Einleitung umformuliert.

95 Gramlich / Haas, *Situiertes Schreiben mit Haraway, Cixous und grauen Quellen*, 2019: 40. Sie verorten sich in der Medienwissenschaft.

tables, columns, photographs, peaks, spots, bands.“<sup>96</sup> Wir könnten uns kaum ein Wissen außerhalb von Verschriftlichtem vorstellen, vermittelt sein Standpunkt. Doch wer ist in seinem *we* gemeint und mit eingefasst? Ich denke, es ist wichtig, an dieser Stelle noch einmal zu betonen, dass ich über die Rolle von Text in der Wissensproduktion im akademischen Feld spreche und dass dieser Standpunkt eine Vielzahl anderer Wissensweisen außen vor lässt.<sup>97</sup>

Hat sich das Geschriebene zu einem wissenschaftlichen Text verdichtet, kann er durch Publikation zugänglich gemacht werden. Mit der Publikation wird der Text zur potentiellen zukünftigen Fußnote. (Ich werde noch darauf zurückkommen, inwiefern „Schreiben und Publizieren oder eben Nichtschreiben, Nichtpublizieren und Nichtarchivieren mit historisch gewachsenen Machtstrukturen verbunden sind.“<sup>98</sup>) Aus dem Paragraf 4 der Richtlinien zur Sicherung der guten wissenschaftlichen Praxis der Universität Wien:

„Wissenschaftliche Ergebnisse sollen in Form von Publikationen der wissenschaftlichen Öffentlichkeit mitgeteilt werden; die wissenschaftlichen Publikationen sind damit – wie die wissenschaftliche Beobachtung oder das wissenschaftliche Experiment selbst – auch eine Form der Dokumentation der Ergebnisse der Arbeit von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftern.“<sup>99</sup>

Vor der Publikation unterläuft der Text einer kritischen Prüfung (Peer-Review), die ihn auf wissenschaftliche *Verlässlichkeit* und das unmarkierte Verwenden von Ideen und Formulierungen anderer (Plagiat) abklopft. Im Prozess des *Belegens*<sup>100</sup> wird die Herkunft von Informationen, Material und Gedanken, die Wege des Wissens – woher weiß ich, was ich weiß – für andere nachvollziehbar gebündelt und nach bestimmten formellen Vorgaben aufbereitet. Belegen bedeutet schreiben, argumentieren, Textarbeit, Wissenstransport. Das Belegen, als grundlegende wissenschaftliche Praxis, erfolgt schriftlich, in Form von Text.

Die Harvard-Zitierweise und die sogenannte deutsche<sup>101</sup> Zitierweise mittels Fußnoten sind die beiden gängigsten Verweissysteme. Erstere zeichnet sich dadurch aus, dass ein Kurzbeleg, zum Beispiel: (Franck 2017, 23) in eine Klammer gesetzt und direkt in den Fließtext integriert wird. Die

96 Latour, *Visualisation and Cognition: Drawing Things Together*, 1986: 13.

97 Beispielsweise Handwerkswissen, Körperwissen, Erfahrungswissen, Erzählungen u.v.m.

98 Gramlich / Haas, *Situiertes Schreiben mit Haraway, Cixous und grauen Quellen*, 2019: 40.

99 Universität Wien, *Richtlinien zur Sicherung guter wissenschaftlicher Praxis*, 2006, Paragraf 1.

100 Den Beleg unterscheidet vom Beweis, dass letzterer stärker mit dem Gesetz und der Mathematik konnotiert ist.

101 Nach Grafton haben die Geschichtswissenschaften und der Historiker Leopold von Ranke maßgebliche Beteiligung an der Durchsetzung dieses Verweissystems im deutschsprachigen Raum. Gegenüber einer philosophischen Auslegung der Geschichte fokussierten Ranke und Co sich auf systematische Quellenkritik, auf Originaldokumente, das Archiv, das Überprüfen und Vergleichen von Aussagen. Siehe Begriffsgeschichte.

vollständige Quellenangabe findet sich im Literaturverzeichnis. Im Vergleich dazu kommt der Kurz- bzw. Vollbeleg bei der deutschen Zitierweise in die Fußnote. Angesichts des Themas dieser Arbeit belege ich mittels Fußnoten und beziehe meine Argumentation auch auf die Besonderheiten dieser Technik. (Die Funktion der Fußnote als Ort / Behältnis für Beleg und Quellenverweis greift bei der Harvard-Zitierweise nur bedingt.)

Fußnoten sind also Parameter für *Wissenschaftlichkeit*, weil sie in geregelter, normierter Form die Herkunft von Informationen sorgsam belegen und ersichtlich machen. Das ist aber, auch im wissenschaftlichen Schreiben, nicht ihre einzige Funktion. Sie bieten Raum für Ergänzungen, Übersetzungen, Kritik, Hinweise und Ausführungen, die es Autor:innen ermöglichen, eine differenzierte Vielschichtigkeit mit in den Text zu bringen.

### II.II.III Belegen, zitieren, verweisen: Wissen teilen und verorten

Fußnoten spiegeln nicht nur formelle Regeln des Zitierens wider (die zu beherrschen Arbeit bedeutet), sondern auch die Anstrengungen der Recherche, der Lektüre und des Schreibens. In ihnen findet sich Hergeleitetes und Weiterführendes. Angebote für einen „Ortswechsel“ sozusagen, wenn man bedenkt, dass *verweisen*, wenn auch gezwungenermaßen, bedeutet, einen Ort zu verlassen. Fußnoten sind Straßen des Wissenstransports, an denen bei Interesse abgelenkt werden kann. Ihr Inhalt ist alles andere als unbedeutend oder nebensächlich.

Zitieren hat Wirkung, weil sich dadurch die Reproduktion von bestimmtem Wissen manifestiert. Mit dem Zitieren versammle ich „many allies in one place“<sup>102</sup> – aber wer sind diese Verbündeten? Viele Faktoren sind relevant: wie oft werden welche Stimmen herangezogen, welche Positionen haben sie innerhalb eines Kanons, einer Institution, einer Disziplin, einer Forschungsgemeinschaft inne; wie viel Autorität und Qualität wird ihren Texten zugesprochen; wie ist die Relation zwischen der Qualität eines Textes und der Anzahl der Verweise auf ihn; inwiefern spielen Geschlecht und Herkunft der Autor:innen eine Rolle (z.B.: Namen); wie gestaltet sich die Zugänglichkeit von Publikationen (offener, kostenloser Zugang?); wer wird nicht zitiert und weshalb.

Zitieren hat Wirkung, weil sich dadurch die Reproduktion von bestimmtem Wissen manifestiert. Zitieren ist ein performativer Akt. „Through the process of citation, we bring with us those bodies and ideas deemed legitimate and worthy of attention and dialogue.“<sup>103</sup> Welches, wessen Wissen teile ich? Gramlich / Haas, die sich auf Donna Haraway und Hélène Cixous beziehen, geht es darum, die eigene Situiertheit im akademischen Betrieb und im wissenschaftlichen Schreiben zu artikulieren und ich ergänze: mit dem Zitieren als Teil davon. Die Auswahl von Referenzen erfolgt nicht von einem unmarkierten objektiven, sondern einem partiellen Standpunkt aus. „[Notes]

102 Latour, *Visualisation and Cognition: Drawing Things Together*, 1986: 23.

103 Cockayne / Mott, *Citation matters: mobilizing the politics of citation toward a practice of ‚conscientious engagement‘*, 2017: 11.

signal stories of other stories that direct you to a story and place connected to, but not of, the story you began.“<sup>104</sup> Der eigene Ausgangsort bildet weniger ein Zentrum, um den sich alles andere dreht, sondern er sich reiht sich vielmehr in ein Gewebe aus Stimmen und Perspektiven ein. Haraways Überlegungen in *Situated Knowledges* münden in das Statement, dass feministische Objektivität *situiertes Wissen* bedeutet („Feminist objectivity means quite simply situated knowledges.“<sup>105</sup>). Wissen in der Mehrzahl: Wissen aus verschiedenen Positionen und Lokalitäten. Sich selbst zu positionieren, die eigene Situietheit zu thematisieren, aus der heraus mensch sieht und spricht, heißt, verantwortlich / ansprechbar zu werden. „Feminist objectivity is about limited location and situated knowledge, not about transcendence and splitting of subject and object. It allows us to become answerable for what we learn how to see.“<sup>106</sup> Das Zustandekommen vom Wissen kann verhandelt werden.

#### II.II.IV Transparente Quellen?

Katherine McKittrick: *Dear Science and Other Stories*. Duke University Press, 2021. Footnotes (Books and Papers Scattered about the Floor), 14-34.<sup>107</sup>

In McKittricks Text gibt es ein Kapitel namens *Footnotes*. Dort erzählt sie „a story, one of many, about how we know, how we come to knowing, and how we share what we know.“<sup>108</sup> Das *we* positioniert sich innerhalb der Black Studies. Das ist wichtig zu betonen, weil McKittrick sich mit Fußnoten und dem Thema des Verweisens, Zitierens auf vielfältige und grundlegende Art und Weise auseinandersetzt – aus der Position eines Schwarzen wissenschaftlichen Schreibens, Arbeitens, Nachdenkens. Sie versteht das Aufeinander-Verweisen als Technik, mit der Ideen und Wissen miteinander geteilt werden und, im speziellen, als eine Form der Befreiung von unterdrückenden (akademischen, weißen) Mechanismen: „sharing ideas how to struggle against oppression.“<sup>109</sup> Indem sie Musik, Literatur, Bilder, Geschichten usw. in den Belegen anführt, formuliert sie Kritik an etablierten Wissenschaften, in deren Archiven, Materialien und Texten Rassismus und Fremdbestimmung stecken.

Ich gehe näher auf das Kapitel ein, weil McKittrick dort einen wichtigen Gedankengang zum Belegen und zur Validität von Quellen formuliert. Ihr Ausgangspunkt dafür ist Édouard Glissants Text *Poetics of Relation*<sup>110</sup> und der transatlantische Sklavenhandel (die sogenannte *Middle Passage*; der Transport von Sklav:innen per Schiff über den Atlantik über den Zeitraum von ca. 400 Jahren;

104 McKittrick, *Dear Science and Other Stories*, 2021: 19.

105 Haraway, *Situated Knowledges: The Science Question in Feminism and the Privilege of Partial Perspective*, 1988: 581.

106 Ebd., 583.

107 McKittrick setzt manche ihrer Referenzen wie Gedichtzeilen in den Fließtext ein.

108 McKittrick, *Dear Science and Other Stories*, 2021: 18.

109 Ebd., 28.

110 Glissant, *Poetics of Relation*, 2010 [1990].

eingebunden in Handelsrouten zwischen drei geografischen Regionen: Europa, der Westküste Afrikas und den Amerikas). Die *Middle Passage*, nach dem Philosophen und Schriftsteller Glissant als „Nichtwelt“ beschrieben („The Middle Passage is a nonworld.“<sup>111</sup>), produziert ein Wissenssystem, das nicht belegt werden kann. „The nonworld produces a knowledge system that cannot be proved. The nonworld produces a lesson that cannot be contained in the main text.“<sup>112</sup> Durch Gewalt ihrer Namen, Familien, sozialen Bindungen, Herkunft, Geschichte(n) usw. beraubt, werden die Menschen auf den Schiffen als Ware (*cargo*) gehandelt und in Archiven und Dokumenten auch so bezeichnet. Das Belegen mittels dieser Quellen ist insofern problematisch, als dass die schriftlichen Belege (z.B. Logbücher, Gerichtsakten, Handelspapiere) die es gibt, aus der Perspektive der Kolonisor:innen erzählen, lückenhaft sind und die erfahrene Gewalt und Entmenschlichung reproduzieren.<sup>113</sup> McKittrick argumentiert daher für ein situiertes Wissen, dass in Relation zu und mit anderen entsteht: „The nonworld produces a referential knowledge system that is committed to sharing black ways of knowing and living.“<sup>114</sup> Das Besondere am Verweisen innerhalb der Black Studies ist, dass es ein Erzählen außerhalb des kolonialen Wissenssystems etabliert. Insofern würden Wissenssysteme, die sich unter der Begründung von Transparenz ausschließlich an den vorhandenen schriftlichen Quellen orientieren, koloniale Geografien implizieren.<sup>115</sup>

Konkrete Anknüpfungspunkte an die Fußnote sehe ich zum einen in ihrer Rolle als Überträgerin von Texten, Quellen, Archivdokumenten, Materialien, Erzählungen, die auf bestimmte *Orte* (oder nicht-Orte) verweisen. Und zum anderen in einer metaphorischen Verwendung des Begriffs: Was / wer ist eine Fußnote in einer Geschichte und wo liegt die Deutungshoheit für die sogenannten Haupttexte. Latour schreibt, dass Geschriebenes als Behältnis und Absicherung von Wissen tendenziell bevorzugt würde und betont die Beziehung zwischen Text und Macht. „By working on papers alone, on fragile inscriptions which are immensely less than the things from which they are extracted, it is still possible to dominate all things, and all people.“<sup>116</sup> Inwiefern ist Nicht-Textliches zitierfähig und wissenschaftlich anerkannt? Wie könnte ein nicht-papierenes Archiv aussehen?<sup>117</sup> Wie könnten formale Zitierregeln diesbezüglich funktionieren? McKittrick probiert in ihrem Text Wege aus, Liedtexte, Gedichte, Bilder als valide Referenzen außerhalb der Archive hegemonialer Wissenssysteme zu etablieren. In künstlerischen Ausdrucksformen und Traditionen manifestiert sich (Schwarzes) Wissen, dass geteilt und weitergetragen wird und dass von ausgelöschten Geschichten, Orten, Namen berichtet.

111 McKittrick, *Dear Science and Other Stories*, 2021: 31-34.

112 Ebd., 33.

113 Vgl.: Philip, *ZONG!*, 2008; Hartman, *Venus in Two Acts*, 2021.

114 McKittrick, *Dear Science and Other Stories*, 2021: 33.

115 Vgl. ebd.

116 Latour, *Visualisation and Cognition: Drawing Things Together*, 1986: 24.

117 Siehe z.B. zu Oralität und Zeug:innenschaft: Kuster, *Choix d'un passé*, 2016.

### III LESEN / LESERICHTUNGEN

In diesem Kapitel wechsele ich die Perspektive vom Belegen mittels Fußnoten im wissenschaftlichen Schreiben auf das Lesen und die Anmerkungen, die das Lesen strukturieren und begleiten. Das Lesen geht dem Verfassen von (wissenschaftlichen) Fußnoten voraus: es umfasst die Prozesse vor und während dem Schreiben: die Lektüre von Texten, das Sichten von Materialien (die später als Belege herangezogen werden) und das Aneignen, Verstehen und Weiterspinnen von Ideen. Das Lesen ist nicht nur reine Augen- und Denkbewegung, sondern kann begleitet werden vom Notieren, Unterstreichen, Markieren, Stichworte setzen, Zeichnen etc., Tätigkeiten, die dabei helfen, einen Text zu begreifen. Gelesen werden kann still oder laut, alleine oder gemeinsam – es geht darum, wie ein Text nicht nur lesbar, sondern auch verstehbar wird („making texts legible but also intelligible“<sup>118</sup>).

Im wissenschaftlichen Schreiben werden Fußnoten von Autor:innen selbst verfasst und gesetzt. In diesem Abschnitt stehen Leser:innen im Fokus, die einen bereits existierenden Text anmerken, der, in den meisten Fällen, nicht ihr eigener ist. Durch verschiedenste Formen des Anmerkens treten die Leser:innen in eine Diskussion mit dem Text. Diese Kommunikation – die auch eine Nicht-Kommunikation sein kann – passiert mit und *auf* dem (Haupt-)Text. Unabhängig davon, ob die beschriebene Seite analog oder digital vorliegt. Die Materialität, die dieses *auf / mit dem Text arbeiten* mit sich bringt, ist aber besonders in der Vielschichtigkeit mittelalterlicher Manuskripte ein zentraler Aspekt.

Mit diesem Perspektivenwechsel öffne ich die in Kap. II.I im Mittelpunkt stehende Definition der schriftlichen Anmerkung um Elemente, die über Textlichkeit im engen Sinn hinausgehen: *die Anmerkung schließt auch Hinzufügungen, die über Text und Schrift hinausgehen, wie mündliche Kommentare, Markierungen, Zeichnungen usw. nicht explizit aus*. Das bedeutet, dass ich in diesem Abschnitt der Masterarbeit den Begriff der *Anmerkung* in dieser offeneren Definition verwende. Es bedeutet auch, dass ich mich anfangs ein Stück weit von der Fußnote entferne und mich mit ihren Vorformen beschäftige, bevor ich in der zweiten Kapitelhälfte wieder konkret auf sie zurückkomme.

Ich verlagere den Schwerpunkt vom Schreiben auf das Lesen, weil beides einander beeinflusst, Formen des Schreibens prägen Lesegewohnheiten und umgekehrt: „The history of reading and writing are related, since how texts were written often influenced how they were read and, conversely, the prerequisites of reading directly influenced developments in writing.“<sup>119</sup> Anmerkungen, und damit auch die Fußnote, tragen immer schon eine Form der Beziehung zu einem (Haupt-)Text und *als Text selbst* den Zweck mit sich, gelesen zu werden: „Ein Text schlägt immer auch seine eigene Aufführung im Gelesen-Werden vor.“<sup>120</sup> Deshalb ist es schwierig, sie ohne

118 Grotans, Reading in Medieval St. Gall, 2006: 40.

119 Ebd., 1f.

120 Meunier, Stimmen hören. Über das Lesen und Aufführen von Poetry, 2016: 135.

den Prozess der Rezeption in ihrer Beschaffenheit zu erfassen. Anmerkungen bilden die Ausgangsbasis für Leseforschung und Lesespurenforschung. Durch sie wird das Lesen – vor allem im historischen Kontext – nachvollziehbarer. Art und Weise, Dichte und Funktion der Anmerkungen lassen Rückschlüsse auf Situationen und Geschichten des Lesens zu.

Das Mittelalter ist eine wichtige Station in meiner Forschung über Fußnoten, weil die Anordnungen von Schrift und Zeichen auf Manuskripten zwischen dem 5. und 15. Jahrhundert einiges über die Organisation von Wissen in Form von Text erzählen. Ein Großteil der Wissensvermittlung und Übersetzungsarbeit findet im Kloster statt, wo das Anmerken des Haupttexts zur zentralen Technik des Lehrens und Lernens wird. Diese verdichteten Textschichten geben sodann Aufschluss darüber, welche Strategien des Schreibens und Lesens auf geometrischen Blatträumen erlernt und angewandt wurden. Symbole, Zeichen, Abkürzungen, Prägungen zeugen von ausgeklügelten Verweistechiken. In einigen Fällen, zum Beispiel aus Materialmangel oder Kostengründen, lud der Leerraum um bestehende Zeilen zu eigenständigen Geschichten ein, zum Fabulieren und Abschweifen am Blattrand. Anmerkungen sind auch Spuren des Lesens und Denkens. So wie sie für Klärung sorgen, stiften sie auch Verwirrung, wenn sie eindeutige Zuordnungen und Lesereihenfolgen verwischen, durch den Prozess des Kopierens unleserlich werden, oder schlicht nicht zu entschlüsseln sind.

### III.I Die Anmerkung als Zeitkapsel?

In der Ausstellung *Hungry for Time* (2022) in der Akademie der Bildenden Künste Wien haben die Kurator:innen vom Raqs Media Collective die Flügel von Hieronymus Boschs Weltgerichtstriptychon (ca. 1504) fast geschlossen und nur einen kleinen Wurm zu Füßen der Figur am Außenflügel beleuchtet.<sup>121</sup> Auf den Wurm, eine Nebensächlichkeits im Bild, ist eine Videokamera gerichtet, die den Ausschnitt filmt und live auf einen Bildschirm vor dem Triptychon überträgt.<sup>122</sup> Die Kurator:innen verweisen im Begleittext auf Sigmund Freuds Suche nach der Sexualität von Aalen in Triest 1876. In dem Mechanismus dieser künstlerischen Installation / Intervention sehe ich eine Analogie zur Technik des Verweizens zwischen und innerhalb von Text. Der gemalte Wurm zu Füßen des Heiligen Jacobus ist das *Angemerkte*, die Stelle, zu der die Kurator:innen eine Anmerkung setzen; die *Anmerkung*, das ist der neue Kontext, die Geschichte, der Bildschirm und der Begleittext zu Freuds Aalforschung; die *Verweiszeichen*, das sind Licht,

121 Hungry for Time. Einladung zu epistemischem Ungehorsam mit Raqs Media Collective, in der den Kunstsammlungen der Akademie der Bildenden Künste Wien. Ausstellung von 9.10.2021 bis 27.2.2022. Das Triptychon samt Innen- und Außenflügel lässt sich auf der Website der Gemäldegalerie unter die digitale Lupe nehmen. Auf dem rechten Flügel liegt zu Füßen des Heiligen Bavo ein einzelner Fuß (oder eine Zeichnung davon).

122 Wie im Gästebuch der Ausstellung nachzulesen ist und Mitarbeiter:innen berichten, zeigten sich viele Besucher:innen sehr verärgert über den ins Zentrum gerückten Wurm. Boschs Triptychon ist das Herzstück der Kunstsammlung und für viele ist es der ausschlaggebende Grund, in die Ausstellung zu kommen.

Kabel, Kamera, die den Blick der Besucher:innen an bestimmte Stellen führen. Das Wort *verweisen* beinhaltet die (vehemente) Aufforderung, *sich an einen bestimmten Ort zu begeben*.<sup>123</sup> Ein Verweis stellt Verbindungen über räumliche und gleichzeitig auch über zeitliche Distanzen her: durch die Installation öffnen sich Zeitebenen, mehrere Erzählzeiten werden zueinander in Beziehung gesetzt.

Sind Anmerkungen Kapseln von Zeitpunkten?<sup>124</sup> Neben dem räumlichen Über-setzen schaffen sie auch eine zeitliche Übersetzung. Zwischen Angemerkttem und Anmerkung liegt eine zeitliche Distanz, zumindest die der Augen- und der Denkbewegung, des Lesens und / oder die des Schreibens. (Siehe Definition Kap. II.I, Punkt 5): *Zwischen Haupttext und Anmerkung ist durch die Prozesse des Schreibens, Lesens und Anmerkens die Möglichkeit für zeitliche Verschiebungen (oder Überlappungen?) gegeben. Anders gesagt: Haupttext und Anmerkung können verschiedene Zeitpunkte des Niederschreibens haben.*) Eine zeitliche Übersetzung verstehe ich als etwas, das zum einen im Prozess des Anmerkens (Schreibens) selbst liegen kann, oder durch Referenzen / Verweise geschieht, indem Texte und Ideen in ein Jetzt geholt werden, die zu anderen Zeitpunkten formuliert wurden, z.B: Freud, Die Aalfrage, 1876 (fiktiver Titel). Zwischen Schreiben, Lesen und Anmerken können so Jahrzehnte, Jahrhunderte vergehen und möglicherweise findet man als Rezipient:in bereits eine chronologische oder nicht chronologische Kette von „Anmerkungskapseln“ vor. Während der genaue Zeitpunkt einer Anmerkung selten exakt ausgemacht werden kann und bei mittelalterlichen Manuskripten generell schwierig zu rekonstruieren ist, ermöglichen digitale Textprogramme mittlerweile ein genau datiertes Anmerken (z.B. Adobe Acrobat, Google Docs, Microsoft 365 etc.). Cloud-basierte Textverarbeitungsprogramme ermöglichen zudem ein *Zusammenarbeiten in Echtzeit*<sup>125</sup>, ein synchrones Schreiben von verschiedenen Orten aus. Wenn auch nicht von verschiedenen Orten aus, so gab es das synchrone Schreiben aber schon im Mittelalter: mehrere Schreiber:innen arbeiteten gleichzeitig an einer Abschrift.

Mit diesen Zeitsprüngen versuche ich die Überleitung in das Mittelalter: Die Anmerkung als Gehäuse von Geschichte(n) und Erzählzeit(en), als Übersetzerin bestimmter Lesemomente. Außerdem möchte ich, ausgehend von Boschs Gemälde und dem Wurm, den Blick auf die Ränder richten, auf die Kleinigkeiten, auf das scheinbar Unbedeutende, auf den Blattrand.

123 Vgl.: Duden, verweisen.

124 Ich habe die Bezeichnung *Zeitpunkt* gewählt, weil sie mit der Kapsel-Metapher spielt, allerdings vermittelt der *Punkt* auch ein begrenztes Konzept von Zeitlichkeit und Räumlichkeit.

125 Vgl. z.B.: Google Docs. Auf der Website heißt es: „Mit Google Docs können Sie auf jedem Gerät Onlinedokumente erstellen und in Echtzeit gemeinsam bearbeiten.“

### III.II Exkurs Schriftlichkeit im Mittelalter

Vom 5. bis zum 15. Jahrhundert entwickelte sich Schriftlichkeit und Textkultur vor allem innerhalb religiöser Institutionen wie dem Kloster. Ab dem 12./13. Jahrhundert weiteten sich Praktiken rund um die Arbeit mit Text allmählich auch auf große Fürstenhöfe und städtische Adelsitze aus. Die Stoffe und Textarten setzten sich dementsprechend aus religiöser Literatur, weltlicher und höfischer Dichtung zusammen. Das von Mönchen, Nonnen, Geistlichen und Dichter:innen verwendete Schreibmaterial war bis ins 14./15. Jahrhundert hinein Pergament. Pergament, aus Tierhäuten hergestellt, galt als selten und kostbar aufgrund der langen Produktionszeiten und dem benötigten Fachwissen zur Herstellung; zudem musste es unter speziellen Bedingungen (trocken und kühl) gelagert werden. Daher waren auch die aus Pergament zusammengefügte Manuskripte und Codices von großem Wert. Die Sprache des Geschriebenen war Latein, das, gemeinsam mit dem Griechischen und Hebräischen und im Gegensatz zu den dialektalen „Volkssprachen“, als heilig galt: „The language of the written word – and of the Word of God – was Latin, a foreign tongue that had to be learned.“<sup>126</sup> Ich fokussiere auf das Hochmittelalter (10. bis 13. Jahrhundert), weil in diesem Zeitraum durch einen Anstieg der Lese- und Schreibfähigkeit neue Methoden für die Organisation von Text umgesetzt wurden. Mit dem Einbinden von Anna Grotans mediävistischer Forschung über das Lesen im Stiftkloster St. Gallen ist ein konkreter Bezug zu den Entwicklungen im deutschsprachigen Raum gegeben.

#### III.II.I Schichten von Text: mittelalterliches Schreiben

Latein war mit dem Beginn des Mittelalters und dem Erstarken des Christentums die einzige etablierte Schriftkultur des Westens. Indem Schriftlichkeit in Klöstern und Klosterschulen kultiviert wurde, konnten christliche Glaubenssätze durch niedergeschriebene und kanonisierte Texte gestärkt werden, denn viele Geistliche waren auch in das Geschehen an politisch einflussreichen Höfen involviert.<sup>127</sup> Die Basis der Textarbeit und Textanalyse der Geistlichen beruhte auf der Disziplin der Grammatik (*grammatica*), eine der drei sprachlichen Fächer (genannt *Trivium*) des antiken Studienkanons der sieben freien Künste. Die Grammatik bot den Leitfaden für das Lesen, Üben, Schreiben und Verstehen von Text.<sup>128</sup> Da die Texte in Latein verfasst waren, bedeutete Schreiben und Lesen lernen, Latein, also eine neue Sprache zu erlernen. Die mündlich tradierten Umgangssprachen und Dialekte waren vorerst nicht Teil der Schriftlichkeit, verwoben sich aber allmählich durch Glossen, also Übersetzungs- und Vermittlungsarbeit, mit den autoritären sakralen und profanen Texten. Im Kloster fand das Lehren und Lernen und der Umgang mit Text mündlich statt: „Correct oral performance based on a correct written text was a *sine qua non* in the reading process, since it was the text not only as read, but as read aloud – either to a group or to oneself – that formed the basis for any further analysis.“<sup>129</sup> Grotans betont, dass

126 Grotans, *Reading in Medieval St. Gall*, 2006: 2.

127 Vgl. ebd., 15.

128 Vgl. ebd., 23f.

129 Ebd.: 8.

das Vorlesen des Geschriebenen ein wichtiger Teil der liturgischen Performance innerhalb des klerikalen Lebens war:

„Texts were read aloud, be it to an audience or *sotto voce* to oneself and the act of reading involved not only the eyes, but in most cases also the lips and the ears. This functional orality of written texts was deeply rooted in a ‚classical past‘ with its grammatical and rhetorical traditions and a ‚monastic present‘ in which the correct oral performance of liturgical and other texts was a crucial component of everyday life.“<sup>130</sup>

Geschriebenes hatte den Zweck, vorgelesen zu werden, und erlangte seine volle Bedeutung erst durch die Stimme, die den Inhalt zum Leben erweckte. Texte wurden dementsprechend für die Augen und die Ohren gleichermaßen verfasst; auf das Ziel hin, das sie vorgetragen werden. Dass das laute Lesen der zentrale Part in der Rezeption von Text war, zeigte sich in seiner Gestaltung: Es gab keine bzw. wenige Kolumnen und Leerzeichen zwischen den Wörtern fehlten, weil die Bedeutung sich im spezifischen Klang herauslöste. Ein paradigmatischer *Shift* von der auditiven zur visuellen Konzeptualisierung von Sprache<sup>131</sup> vollzog sich erst im 12. Jahrhundert. In diesem Zeitraum stieg die Schreib- und Lesefähigkeit der Menschen und durch die Gründung von Universitäten<sup>132</sup> und die Entwicklung neuer Textsorten wuchs das Volumen an vorhandener Literatur. Um die Menge an Schrift bewältigen zu können, etablierte sich nach und nach ein stilles Lesen, das wiederum Einfluss nahm auf die grafische Gestaltung der Seite. „Now it was the physical materiality of writing as a system of visual signs that was stressed“<sup>133</sup>, schreibt der Kunsthistoriker Michael Camille. Die Veränderungen befördern die Entwicklung von Illustrationen am Blattrand.

Manuskripte<sup>134</sup> und Codices, also in Holzplatten gebundene Pergamentblätter, waren die üblichen Schriftträger. Die Verfasser:innen von Texten und Anmerkungen traten hinter die Funktion des Textes zurück und blieben deshalb oft anonym oder wurden indirekt durch Danksagungen, Besitzanzeigen, Auftraggebende etc. genannt. In manchen Fällen fallen sie durch ein bestimmtes Zeichenset, eine bestimmte Form der Schreibtechnik auf, wodurch sie für die Forschung erkenn- und zuordenbar werden.<sup>135</sup> In den Schreibstuben, sogenannten Skriptorien, wurden auch bereits existierende Texte reproduziert. Ein kollektives Schreiben war durchaus üblich, oft arbeiteten zwei oder mehr Schreiber:innen an einer Abschrift, gleichzeitig oder nacheinander.<sup>136</sup> Ihnen folgten die Buchmaler:innen, die das Geschriebene durch aufwendig gestaltete Versalien, Initialen oder

130 Ebd.

131 Vgl. ebd., 19.

132 Ein Anknüpfungspunkt zur Verortung in den Disziplinen und dem Kapitel II.II.

133 Camille, *Image on the Edge*, 1992: 20.

134 Das Manuskript leitet sich vom lateinischen Wort *manuscriptum* ab und bedeutet eigenhändig Geschriebenes. Ein Manuskript ist in diesem Kontext vor allem eine Handschrift, ein handgeschriebener und womöglich auch kunstvoll gestalteter Text des Mittelalters.

135 Vgl.: Teeuwen, *Voices from the Edge: Annotating Books in the Carolingian Period*, 2017: 33ff.

Illustrationen ergänzten. In der Produktionsphase konnte der Raum für Additionsprozesse mitgedacht werden: dann wurde zwischen den Zeilen, aber vor allem um die Textspalten herum Platz eingeplant und freigelassen oder unter Umständen noch lose Blätter nachträglich eingefügt. Ein Text auf Pergament, wertvoll und kostbar, war mit der letzten abgeschriebenen Zeile nicht fertig. Er wuchs organisch weiter, ging von Übersetzung zu Übersetzung, von Abschrift zu Abschrift und nahm Fehler, Anmerkungen, Ergänzungen, Auslassungen, Malereien, Kritzeleien und Unleserlichkeiten in sich auf. Je nach dem auch, was Auftraggeber:innen, Schreiber:innen, Buchmaler:innen und Leser:innen für wichtig erachteten, wurde mitgenommen oder weggelassen. Die Mediävistin Mariken Teeuwen beschreibt diesen Prozess als eine Art (Zeit-)Reise der Anmerkungen: „Paratexts that travelled with the main text“<sup>137</sup>.

Der „Reise“ entsprechend gestalteten sich manche Manuskriptseiten, die aus Schichten und Lagen von textlichen und grafischen Einheiten oder angestückelten Pergamentstreifen zusammenwuchsen. Diese nicht-lineare Anordnung von Informationen durch unzählige Ebenen konnte für das Lesen zur Herausforderung werden: „(...) the *mise en page* of early medieval glossed manuscripts with crowding, layering, non-linear placement of information, as well as marginal and interlinear glosses linked in various ways often blurred (...) specific connexion[s] (...).“<sup>138</sup> Aber auch bei einer Abschrift eröffneten sich viele Fragen. So integrierten Schreiber:innen Korrekturen oder Interlinearglossen in den Haupttext oder interpretierten farblich betonte und verzierte Stichwörter als Anfangsbuchstaben einer Kolumne.<sup>139</sup> Sind Anmerkungen als solche noch erkennbar, wenn sie vom Haupttext einverleibt werden?

136 Vgl.: Schiegg, Frühmittelalterliche Glossen, 2015: 165; Teeuwen, *Voices from the Edge: Annotating Books in the Carolingian Period*, 2017: 35; Plastisch dargestellt z.B. als Relief: Hl. Gregor mit Schreibern, 10. Jhdt., KHM Wien. Das Relief kann, wie schon Boschs Triptychon, auf der Website des Kunsthistorischen Museums unter die Lupe genommen werden. Passend zum Schreibprozess auch die Notiz eines Schreibers in einem westgotischen Rechnungsbuch aus dem 8. Jhdt.: „Der, der nicht weiß zu schreiben, glaubt nicht, dass dies eine Arbeit sei. O wie schwer ist das Schreiben: es trübt die Augen, quetscht die Nieren und bringt zugleich allen Gliedern Qual. Drei Finger schreiben, der ganze Körper leidet.“ Meine Suche zur Quelle dieses Zitats zeigt, dass es unglaublich oft verwendet, aber nirgends die exakte Herkunft erwähnt wird. Ein fiktives Zitat? Vermutlich aus: *Vita Harlinis et Reinilae*, 850-880.

137 Teeuwen, *Voices from the Edge: Annotating Books in the Carolingian Period*, 2017: 18. Vgl. auch: Schiegg, Frühmittelalterliche Glossen, 2015: 164-166. Das Mittelalter ist auffällig häufig Referenzpunkt für Zeitreisen und Science-Fiction. Warum greift die Imagination immer wieder auf diese vergangene Epoche in der europäischen Zeitrechnung zurück, um sich Möglichkeiten und Szenarien vorstellen zu können? Mein eigener Exkurs ins Mittelalter zeugt davon, in welchem gelernten Wissensrahmen oder -horizont, in welcher *timeline* ich mich selbst bewege.

138 O’Sullivan, *Reading and the Lemma in Early Medieval Textual Culture*, 2017: 373.

139 Vgl.: Schipper, *Textual Varieties in Manuscript Margins*, 2007: 28.

### III.II.II Glosse, Marginalie und die Figur am Blattrand

Mediävistische Forschungsliteratur ist sich einig darüber, dass das Interesse für Anmerkungen, die den Haupttext säumen, in den letzten Jahrzehnten gestiegen ist.<sup>140</sup> Fanden Anmerkungen zuvor beim Herausgeben von Texten unter Umständen wenig Beachtung – Teeuwen berichtet von Editionen, die darum bemüht waren, Schriften durch die „Reinigung“ von Spuren in eine Art „Originalzustand“ zurückzusetzen<sup>141</sup> – wuchs mit der Aufmerksamkeit für Rezeption und Produktion von Texten die Untersuchung des Blattrands. Das hat auch damit zu tun, dass immer mehr ältere Schriftstücke digitalisiert werden und den Zugang für eine größere Gruppen an Forscher:innen erleichtern.<sup>142</sup> Folgende grobe Kategorien von Anmerkungen unterscheidet die Forschung, auch wenn die Abgrenzungen oft unscharf und die Übergänge fließend sind:

#### Die *Glosse*.

Die Glosse („Zunge, Sprache“) ist eine Worterklärung und / oder -übersetzung und wird unterteilt in die Interlinearglosse (zwischen den Zeilen, oftmals durchgehend: Interlinearübersetzung), die Marginalglosse (am Textrand), die Kontextglosse (in Text eingefügt) und Griffelglosse (mit Griffel in Schreibmaterial „unsichtbar“ eingepägt). Eine Sammlung von Erläuterungen wird zum Glossar.

#### Die *Marginalie*.

Die Marginalie („zum Rand gehörend“) ist eine Anmerkung am Blattrand. Die Anmerkung kann auch über Text und Schrift im engen Sinn hinausgehen und hat meistens einen Bezug zu Text und Textstelle, zum Beispiel: Korrektur, Ergänzung, Kommentar, Zeichen, grafische Hervorhebungen.

#### Die *Scholie*.

Die Scholie („Schulstück“) ist eine Erklärung für sprachlich und inhaltlich schwierige Textstellen.

#### Der *Kommentar*.

Der Kommentar („erläutern, auslegen, Notizbuch“) ist eine längere Erläuterung, Interpretation.

Hinzu kommen Zitate, Referenzen, Zeichen, Symbole, Markierungen, Illustrationen, Zeichnungen, Noten etc. Sie alle können den Haupttext umschreiben, beschreiben, weiterschreiben, überschreiben, im wahrsten Sinne des Wortes. Dadurch lassen sich mitunter auch Texte rekonstruieren, die verloren gingen und deren Umriss sich wie Negativabdrücke in den Anmerkungen abzeichnen. Es ist aber durchaus möglich, dass Anmerkungen sich gar nicht auf den Haupttext beziehen. Neben simplen Schreibübungen gibt es völlig eigenständige Geschichten, die um Textspalten herum wachsen. Auch wenn die Motivation dafür der verführerische freie Platz

140 Vgl.: Keefer / Bremmer, *Signs on the Edge*, 2007: 3; Teeuwen / van Renswoude, *The Annotated Book in the Early Middle Ages*, 2017: 2; Grotans, *Reading in Medieval St. Gall*, 2006: 2.

141 Teeuwen, *Voices from the Edge*, 2017: 14.

142 Siehe z.B. die Online-Datenbank *marginalscholarship*.

war – einmal da, beeinflussen auch solche Anmerkungen die Wahrnehmung der ganzen Seite und treten in Beziehung mit anderen Textteilen.

Die Funktionen der Anmerkungen sind äußerst vielfältig. Im Prozess der Textarbeit der einen werden sie zur Anleitung für ein mögliches Lesen der anderen. Anmerkungen klären Fragen zu Vokabular, Grammatik und Bedeutung, sie ergänzen, geben Struktur, sind visuelle Hilfen für die Augen, visualisieren die richtige Aussprache, stützen die Erinnerung, korrigieren, kritisieren, fassen zusammen. Sie organisieren Wissen, und wenn sie Zusammenhänge nicht gerade verwischen oder verknoten, dann helfen sie Leser:innen beim Verstehen:<sup>143</sup>

„Annotations (...) showcased how knowledge was reorganised in the margins, so as to guide the reader and enable him or her to find it, to use it, or to memorise it. And in some cases, exciting traces of controversies and criticisms were found in margins, which were, so it seemed, a more apt place for ‚new‘ ideas and idiosyncratic hypotheses than the main text area.“<sup>144</sup>

Die meisten Funktionen treffen auf Zeichnungen und Illustrationen genauso zu. Besonders an ihnen ist aber, was Teeuwen in obigem Zitat bezüglich Kritik und Kontroversen anspricht. Ab dem 11./12. Jahrhundert in der Arbeitsteilung nach den Schreiber:innen an der Reihe, haben die Illustrator:innen / Illuminator:innen diesen Umstand genutzt, um das Schaffen ersterer ausführlich zu kommentieren. Sie veranschaulichten nicht nur den Inhalt des Textes, sondern widersprachen diesem auch. Menschliche und tierische Figuren erhoben Einspruch, übten Kritik, schossen Pfeile oder entblößten sich gegenseitig ihre Hintern. Der Kunsthistoriker Camille führt ein Beispiel an, wo der Illuminator:in eine Augustinus-Referenz im Haupttext missfiel. Neben der besagten Passage ist ein gezeichneter Augustinus platziert, der mit Lanze auf die Zeilen zeigt und in etwa sagt: *das habe ich nicht gesagt*.<sup>145</sup>

Figuren und Ornamente verweisen auf den Text und aufeinander. Camille analysiert, dass viele Illustrationen aus Wortspielen, dem Herauslesen doppeldeutiger Silben, dem absichtlichen Verlesen schöpfen und damit dem Haupttext etwas von seiner Autorität und Macht nehmen: „(...) marginal images are *conscious* usurpations, perhaps even political statements about diffusing the power of the text through its unrevalling (...)“<sup>146</sup>. Marginale Grafiken, so der Kunsthistoriker, seien bewusst gesetzte Standpunkte, oft Provokationen und weniger unterdrückte Meinungen oder unterbewusste Regungen, die plötzlich aufploppen würden. Die meisten Motive sind nicht planlose Zeichnungen (abwertend: Kritzeleien), sondern haben Geschichten und Traditionen. Ihr Humor trägt zur Unterhaltung der Leser:innen bei und so wie sie Aufmerksamkeit vom Text abziehen, erleichtern sie das Lesen auch: im *English Book of Hours* von 1300 verbindet ein „textual

143 Vgl.: Teeuwen, *Voices from the Edge*, 2017: 19.

144 Ebd., 16.

145 Camille, *Image on the Edge*, 1992: 21.

146 Ebd., 42.

contruction worker“ mit einem Seil einen vergessenen Absatz vom unteren Blattrand mit der dazugehörigen Textstelle im Haupttext.<sup>147</sup> Diese Beispiele stützen Camilles These, nach der das Textzentrum abhängig ist von Marginalien und Co, weil diese erst seine Diskussion und Rezeption belegen; weil diese von einer lebendigen und reichen Auseinandersetzung zeugen.

Ein Konzept in den Kunstwissenschaften, das Camilles These nahe steht, ist jenes vom *Parergon*. Parergon, aus dem Griechischen, bedeutet Beiwerk, Nebenwerk, Nebensache und bezeichnet auch gesammelte kleine Schriften, Ergänzungen, Anhänge und Extras. Es steht in Beziehung zum *Ergon*, der Hauptsache. Das Nebenwerk würde aber auch zu einer Art Gegenwerk, das dem Hauptwerk Aufmerksamkeit nimmt, wenn man die Vorsilbe *para* mit (*ent*)*gegen* übersetzt und denkt. Davor soll Aristoteles gewarnt haben: dass die Nebensachen die Hauptsachen überwuchern. Neben Kant und anderen Philosoph:innen hat Derrida diese Gedanken in seinem Text *Die Wahrheit in der Malerei* von 1978 aufgegriffen. Er argumentiert, dass der Bildrahmen, die Wand, der Raum, der Beibtext usw. Teil des Parergons seien, aber auch, dass es kein Ergon ohne Parergon gebe, weil es sich erst durch Abgrenzung zu einem Außen hin konstituiere.<sup>148</sup>

### III.II.III Übersetzungen und lautes, fragmentarisches Lesen

Anmerkungen geben Auskunft darüber, wie das durch den Text transportierte Wissen von Leser:innen organisiert und weitervermittelt wurde, wie Leser:innen ihre Texte nutzten und woran sie sich orientierten, was sie bemerkenswert fanden und was sie beiseite ließen.<sup>149</sup> Das Anmerken ist in der mittelalterlichen Schriftkultur auch die zentrale Technik des Übersetzens, Lernens und Lehrens. Indem gerade Glossen nicht nur Worterklärungen und -übersetzungen beinhalten, sondern auch Markierungen für die richtige Betonung und Aussprache eines Wortes, werden vor allem sie zum Transmitter zwischen schriftlichem Latein und mündlicher Umgangssprache und fördern die Entwicklung und schließlich Festigung letzterer. Die penible Übersetzungsarbeit mancher Geistlicher ermöglicht es deshalb auch, pädagogische Methoden zu rekonstruieren. Für die Entwicklung der deutschen Sprache war die Arbeit des Notker in St. Gallen ausschlaggebend. Um seinen Schüler:innen das Verstehen der lateinischen Texte zu erleichtern, erläuterte er diese in Deutsch oder einer Kombination aus Deutsch und Latein – mit Markierungen für das laute

147 Ebd., 24.

148 Vgl.: Degler, Das Potential des Nebensächlichen, 2013. In einem Interview spricht die Kunsthistorikerin Anna Degler über Derridas Auslegung des Parergon und oberitalienische Künstler:innen des 15. Jahrhunderts: „Ihre sakralen Bilder zeichnen sich durch ein unverhältnismäßig großes Interesse für nebensächliche Details aus. Beiwerk also, das auf den ersten Blick ins Auge fällt. Das kann eine Gurke in einer Verkündigung sein, ein viel zu groß und phantasievoll ausgeführtes Heiligenattribut oder aber menschliche Körperfragmente am Bildrand, die in aller grausamen Detailtreue gemalt sind.“ Degler analysiert auch die Platzierung einer Schnecke am Rand von Francesco del Cossas *Verkündigung* (1469). Ich verweise auf den Wurm und den Fuß an den Außenflügeln von Boschs Triptychon.

149 Vgl.: Teeuwen, *Voices from the Edge*, 2017: 15.

Lesen. Das war insofern ein neues Vorgehen um das Jahr 1000, weil die gesprochene Sprache damit einen Platz am Schriftstück bekam und der Autorität des heiligen Latein näherückte.<sup>150</sup> Grotans schreibt:

„In order to understand a text, to read it correctly, interpret it, correct it and exercise criticism on it, one first had to understand what the words said. One way to achieve this was to resort to the vernacular. (...) In the form of translation/commentary, as in the case of Notker's works, the *translatio* text rewrites the primary text and becomes itself a discourse (...).“<sup>151</sup>

Viele Manuskriptseiten sind wegen des limitierten Raums derart gespickt mit Glossen und Marginalien, dass das Lesen diesen Anordnungen angepasst werden muss. (Zuerst passte sich das Schreiben dem Lesen an und nun das Lesen dem Geschriebenen.) „Very often, the *mise en page* of early medieval glossed manuscripts attests to a reading that was non-linear and fragmentary.“<sup>152</sup> Ein nicht-lineares, fragmentarisches Lesen: läuft das den eben erwähnten Erleichterung im Verstehen durch Worterklärungen oder Interlinearübersetzungen wieder entgegen? Einerseits eröffnen die Glossen besseren Zugang zum Text und andererseits können dicht annotierte Seiten genau diesen Zugang zu Informationen wieder verlangsamen. Lesen ist demnach alles andere als leicht. Es ist ein komplexer Vorgang. Diese Komplexität hallt in klösterlichen, religiösen Gebräuchen (z.B. Benediktinerregel) wider, in der das Lesen eine Form der Meditation (*meditatio*) ist. Die *meditatio* zeichnet sich durch ein nicht unbedingt zielführendes und dem Klang der Stimme folgendes Lesen aus, das nicht in erster Linie der Gewinnung von Klarheit, sondern eher einem Suchen nach Transzendenz folgt.<sup>153</sup>

### III.II.IV Von Rand und Layout

Möglicherweise erweist sich ein Denken der Gegensätze Zentrum / Rand als wenig hilfreich. Auch Michael Camille und William Schipper raten zur Vorsicht, wenn es um die Anwendung der Dichotomie Zentrum / Rand auf mittelalterliche Schriftstücke geht. Sie argumentieren, dass der gegenwärtige Diskurs, der mit den Begrifflichkeiten konnotiert ist, sich nicht eins zu eins auf mittelalterliche Verständnisse von Leserichtungen umlegen lässt.<sup>154</sup> Eher verunsichern annotierte Manuskripte eindeutige Zuordnungen und Lesereihenfolgen, wie ich schon vereinzelt erwähnte: angemerkte Textteile wurden in den zentralen Textkörper einverleibt, wenn sie für wichtig erachtet oder bereits als diesem zugehörig gehalten wurden; oder bei einer Abschrift überhaupt neu positioniert; Blätter und Pergamentstreifen wurden angefügt und damit Ränder wieder

150 Vgl.: Grotans, *Reading in Medieval St. Gall*, 2006: 4f.

151 Ebd., 26.

152 O'Sullivan, *Reading and the Lemma in Early Medieval Textual Culture*, 2017: 385.

153 Vgl. ebd., 396.

154 Vgl.: Camille, *Image on the Edge*, 1992: 10; Schipper, *Textual Varieties in Manuscript Margins*, 2007: 26.

verschoben; mit Übersetzungen und Abbildungen die Aufmerksamkeit von der Mitte abgezogen um diese überhaupt erst zu verstehen; aus Materialmangel freie Stellen und Ecken explizit gesucht. Diese freien Stellen und Ecken sind Ort für Diskussion, *disputatio*, Gespräch, Kritik, Parodie, Humor, Fabulieren, Schreibübungen – und damit nicht unbedingt *marginal*, in der heutigen Konnotation des Wortes, auch wenn das Wort mit seiner Geschichte sich aus ebendieser lateinischen Bezeichnung für den Rand speist. Vielleicht sind die Ränder, Ecken und Zeilenzwischenräume auch so etwas wie „Schwellen“<sup>155</sup>, an denen der Haupttext ausfranst und seine Autorität abnimmt.

Ein gegenwärtig gedachtes Konzept von Zentrum / Rand tendiert außerdem dazu, den Prozess des Erlernens und Fixierens von Leserichtungen und -gewohnheiten zu verschleiern. Bevor sich das vertraute Konzept von Seiten-/Textanfang (links oben), Seitenzentrum und Seiten-/Textende (rechts unten) durchsetzte, enthielt manch annotierte Seite soviel verdichtete und fragmentarische Informationen, dass sie sich einem linearen Aufarbeiten des Inhalts widersetzte. Sinéad O’Sullivan stellt eine Verbindung her zwischen Anordnung von Text und Aufmerksamkeit der Leser:innen: „(...) the *mise enpage* of early medieval glossed manuscripts, with marginal and interlinear glosses linked in various ways to the text, together with the accumulation and layering of glosses, suggests a reading practice that required an engaged level of concentration.“<sup>156</sup> Eine Wechselwirkung zwischen Form und Inhalt. Erkenntnisse, die aus dem Text gefiltert werden, sind auch gekoppelt an Gestaltung, Art und Menge von Textlagen und diese Anordnungen erfordern ein Maß an Aufmerksamkeit, das wiederum die gewonnenen Erkenntnisse formt. Oft ringt das Layout den Leser:innen auch das eigene Zusammensammeln von Informationen und Wählen der Leserichtungen ab. Schiegg betont in seiner Glossenforschung das „funktionale Potenzial der Textgestalt“ und weist darauf hin, dass die Lesart eines Texts beeinflusst werden könne von Schriftgröße, -art, -farbe, Materialität des Zeichenträgers und Schreibwerkzeug und der Platzierung von Text selbst.<sup>157</sup>

### III.III Buchdruck: Unwandelbarkeit der Textgestalt?

Ich habe den thematischen Sprung ins Mittelalter mit der Überlegung angestellt, ob die Anmerkung neben ihrer Fähigkeit des räumlichen Verweisens auch eine Art zeitliche Übersetzung schaffen kann. Als Beispiel wählte ich den kleinen Wurm am Außenflügel von Hieronymus Boschs Weltgerichtstriptychon, auf den die Kurator:innen der Ausstellung sämtliche Aufmerksamkeit lenkten. Mit ihm setzten sie eine Anmerkung zu Aalen, Geschlechterforschung und Freud. Der Wurm ist ein nebensächliches Detail, malerisches Beiwerk, wie es laut der Kunsthistorikerin Anna Degler im 15. Jahrhundert in der Malerei durchaus üblich war. Aber: der Wurm ist mittlerweile

155 Vgl.: Camille, *Image on the Edge*, 9. Camille verwendet den Begriff Liminalität, der sich im Kontext der Anthropologie entwickelte. Siehe auch Deglers Analyse der Randschnecke.

156 O’Sullivan, *Reading and the Lemma in Early Medieval Textual Culture*, 2017: 379f.

157 Schiegg, *Frühmittelalterliche Glossen*, 2015: 69, Fußnote 2.

auch ein *paratext that travells with the main text*, um die Mediävistin Teeuwen zu paraphrasieren. Ein Beibext, der mit *diesem* Haupttext mitreist.<sup>158</sup>

Bosch fertigte den dreiteiligen Flügelalter zwischen 1504 und 1508. Das sind nur gut 50 Jahre seit Johannes Gutenbergs Erfindung der Druckerpresse mit mobilen Lettern um 1450. Der Buchdruck markiert, neben anderem, das Ende des Mittelalters. Es wird in der gängigen Geschichtsschreibung mit dem auslaufenden 15. Jahrhundert angegeben. Ich beende den Exkurs (die Zeitreise?) in die Schriftlichkeit dieser Epoche also mit einer kurzen Ergänzung zum Buchdruck. Warum? Weil die Etablierung der Druckerpresse die Ökonomie des Schreibens und Lesens verändert. Wie bereits erwähnt, werden es später auch die Schriftsetzer:innen sein, die die Marginalien aus platztechnischen Gründen vom Seitenrand an das untere Ende des Texts schieben und als Fußnoten bezeichnen werden. Arbeitsvorgänge rund um den mechanischen Buchdruck bringen Veränderungen in der Organisation von Textwissen in Gang und deshalb ist der Buchdruck als Puzzleteil im Verständnis um Text und seine wandelbaren bzw. fixierten (Anmerkungs-)Formen wichtig. Allerdings löst seine Erfindung das Anfertigen von handschriftlichen Manuskripten (zumindest vorerst) nicht ab. Zudem entsprechen gedruckte Texte noch nicht dem, was heute mit ihnen gemeinhin verbunden wird (identisch, vertrauenswürdig, mehr oder weniger fehlerfrei, eindeutige Autor:innenschaft, Konzept von Autor:innenschaft).

Der Medienwissenschaftler Erhard Schüttpelz macht in Bezug auf Bruno Latour, der den Buchdruck als *immutable mobile* denkt,<sup>159</sup> auf die Annahme von der Unwandelbarkeit des gedruckten Texts aufmerksam, die mit der Erfindung der Druckerpresse einhergeht. Im Gegensatz zu handschriftlichen Manuskripten, diesen einzelnen, unabgeschlossenen, sich verändernden Schriftobjekten, vermittelt das Gedruckte eine besser fixierte, konsistente, unveränderbare Textgestalt und vor allem eines: die Möglichkeit vieler identischer Kopien. Bruno Latour versteht den Buchdruck als *unveränderlich* und *mobil* nicht zuletzt wegen der Vervielfältigung der gleichen Textgestalt: „Immutability is ensured by the process of printing many identical copies“<sup>160</sup>. Schüttpelz argumentiert hingegen, dass die Unwandelbarkeit eines gedruckten Texts nicht von Anfang an gegeben war, weil das Handwerk des Druckens Prozesse wie z.B. Korrekturlesen immer noch mit einschloss. Das bedeutete unabsichtliche Fehler, absichtliche Veränderungen („Piraterie“), oder einfach die Entscheidung, fehlerhafte Papiere und Blätter trotzdem zu verwenden, weil das Wegwerfen zu teuer gewesen wäre.<sup>161</sup>

158 Ein Wurm, der sich durch die zwei Oberflächen desselben Raums frisst, hat ein Wurmloch geschaffen.

159 Latour, *Visualisation and Cognition: Drawing Things Together*, 1986. Neben dem Buchdruck nennt Latour vor allem die Erfindung einer „optischen Konsistenz“ (Linearperspektive, Geometrie) als Beispiel für *immutable mobiles*, also unveränderliche mobile Elemente. Diese stellt er in direkte Relation zu Machtkonstellationen.

160 Ebd., 10.

161 Schüttpelz, *Die medientechnische Überlegenheit des Westens. Zur Geschichte und Geographie der immutable mobiles* Bruno Latours, 2009: 75.

„Die ‚Unwandelbarkeit‘ und insbesondere die Textidentität eines gedruckten Textes waren zwischen 1500 und 1750 nicht garantiert, und sie wurden insbesondere durch die scheinbar mechanische und in Wirklichkeit handwerkliche Reproduktion des Buchdrucks nicht garantiert. Daher erwartete auch kein Leser zwischen 1500 und 1750, dass eine mechanische Reproduktion die Probleme der Textidentität lösen würde, sondern musste damit rechnen, dass die ‚Unwandelbarkeit‘ der mobilen Lettern eine Sache des Vertrauens blieb: des wechselseitigen Vertrauens zwischen Autoren, Verlegern, Händlern und Lesern, ohne dessen Beurteilung niemand die Identität eines Textes einschätzen konnte.“<sup>162</sup>

Eine verlässlich gedruckte, gleich bleibende Textgestalt verorten Schüttpelz und der auf Buch- und Wissenschaftsgeschichte fokussierte Historiker Adrian Johns erst um 1760/1770, wenn nicht erst noch später.<sup>163</sup> (Beide führen an den belegten Stellen nicht näher aus, woran sie den genannten Zeitpunkt knüpfen.) Unwandelbarkeit ist nicht textimmanent oder der Drucktechnik per se intus, sondern das Ergebnis von viel Arbeit. Johns schlägt dementsprechend vor: „We may adopt the principle that fixity [of printed texts] exists inasmuch as it is recognized and acted upon by people – and not otherwise.“<sup>164</sup>

Der verlässlich gedruckten, identischen Textgestalt, die heute mit Buchdruck in Verbindung gebracht wird, liegt ein langwieriger Prozess zugrunde. Belege in Fußnoten funktionieren mit dieser arbeitsaufwendigen Fixierung von Gedrucktem und dem Vertrauen, das daraus resultiert, sehr exakt (exakter als es mit Referenzen unter mittelalterlichen handschriftlichen Manuskripten möglich ist). Die Fußnote ist an einer bestimmten Stelle der gedruckten Seite, nämlich dem unteren Blattrand befestigt worden und man kann davon ausgehen, dass man vorfindet, worauf sie sich mittels Name, Titel, Jahr, Ort, Verlag, Auflage und genauer Seitenzahl beruft, wohin sie verweist. Insofern stimmt die These von Schüttpelz und Johns, allerdings ist sie zeit- und medienspezifisch: sie bezieht sich auf das gedruckte Buch. EPUBs und E-Books haben inzwischen keine Seitenzahlen mehr bzw. verändern sich diese mit Anzeigeeinstellungen. Onlinequellen werden mittels URL ausgewiesen, laufen aber Gefahr, früher oder später nicht mehr aufrufbar zu sein. Zitieren bedeutet in dem Fall, möglichst genau anzugeben, wo die Stelle, der Artikel zu finden ist, zu finden war. Die Fußnotenpraxis mit den Verweisen, die sie beherbergt, ist dahingehend eine veränderliche Praxis, die sich den wandelnden Medien anpasst.<sup>165</sup> In wissenschaftlichen Leitfäden finden sich zur Zitierweise von E-Books und Co aber noch wenige Angaben. Die Standards des wissenschaftlichen Arbeitens und Schreibens haften trotz vorangehender Digitalisierung weiterhin stark am Buch und der Idee und Optik einer Papierseite.

162 Ebd., 73.

163 Ebd., 77; Johns, *The Nature of the Book. Print and Knowledge in the Making*, 1998: 31.

164 Johns, *The Nature of the Book. Print and Knowledge in the Making*, 1998: 19.

165 Aus aktuellem Anlass wäre es spannend der Frage nachzugehen, was die Entwicklung von KI-basierten Chatbots und die Etablierung von maschinell generiertem Textmaterial für das Belegen von Quellen bedeutet. Kann ein Chatbot Fußnoten erstellen? Siehe auch: Chiang, *ChatGPT is a blurry jpeg of the web*, 2023.

### III.IV Lesegeohnheiten

In den vorangegangenen Abschnitten berichtete ich über das fragmentarische, nichtlineare, nicht-zielführende, langsame Lesen, das laute, klangvolle, meditative Lesen, das übende, gemeinsame, lernende Lesen. Ich fand Anmerkungen, die als Lesestützen dienten und solche, die Verwirrung stifteten. Ich berichtete von einem sich wandelnden Konzept von Schriftlichkeit, das, zuerst ausgelegt auf Aussprache, Klang und Hören, der visuellen Verarbeitung durch die Augen mehr Gewicht gab. Aus all dem ergeben sich Fragen, wie sich die Beziehung zwischen Erkenntnisanspruch an einen Text und dessen Layout gestaltet: Was bietet Orientierung innerhalb einer Seite? Wie arbeiten Schreiber:innen und Leser:innen sich zu? Wohin springen die Augen? Wo anfangen, anknüpfen, wo aufhören zu lesen? Was bedeutet es, abzuschweifen? Wenn Anmerkungen eindeutige Zuordnungen und Lesereihenfolgen infrage stellen, wie ist dann nicht nur ein Lesen, sondern ein lautes Lesen möglich und welchen Regeln folgt es? Und inwiefern wird die wissenschaftliche Fußnote für das leise Lesen gedacht?

Um sich in der Topografie eines Schreib- und Zeichenraums zurechtzufinden, sind Strategien erforderlich. Diese Strategie werden erlernt. Mit ihnen entwickeln sich Konzepte von Räumlichkeit und (Un-)Ordnung. Ich habe versucht, einige Strategien mittels mediävistischer Forschung auszumachen und nehme die Text- und Bildschichten auf mittelalterlichen Manuskripten als Ausgangsmaterial um Überlegungen zum Lesen und konkreter: zum gegenwärtigen Lesen von Fußnoten anzustellen. Damit bezieht sich der hier eingeleitete zweite Teil des Lesen-Kapitels zwar auf mittelalterliche Konzepte von Schriftlichkeit und Mündlichkeit, verortet sich aber in der Gegenwart.

#### III.IV.I Lesen, Überlesen, Vorlesen von Fußnoten

Insbesondere im Zusammenhang mit Fußnoten und ihren Haupttexten haben sich Lesebahnen gefestigt und Lektüreverfahren etabliert. Ich habe die Geohnheiten des *Lesens*, *Überlesens* (Nicht-Lesen?) und *Vorlesens* von Fußnoten herausgefiltert und näher untersucht.

Das *Lesen*.

Im Handbuch *Lesetypografie* wird das lineare Lesen als die „klassische“<sup>166</sup> Art des Lesens definiert (Buch, Roman). Bei dieser Lesart wird aufbauend eines nach dem anderen gelesen, der Text fließt ohne Unterbrechungen von einer Zeile zur nächsten. Die Zeilen sind nicht zu lang und genügend freier Rand, der den Text umgibt, sorgt für optische Ruhe. Das garantiert, aus typografischer Sicht, einen „ungestörten“ Lesefluss.<sup>167</sup> Fußnoten können diese Ruhe stören oder den Lesefluss bewahren; je nach dem, ob Anmerkungen wie sie am Textrand oder -ende von Leser:innen nachverfolgt oder übersprungen werden. Man könnte auch argumentieren, dass sie den Lesefluss

166 Forssman / Willberg, *Lesetypografie*, 2010: 17. Die Autoren verorten die Bezeichnung „klassisch“ mit einem Beispiel im ausgehenden Mittelalter und spannen dieses bis in die Gegenwart: „Solche Seiten hat man seither im Prinzip nicht mehr verbessern können.“

bewahren, indem sie Informationen, die nicht primär für den Erzählfluss von Belang sind, auslagern; oder aber dass allein das Verweiszeichen und die Anwesenheit der dazugehörigen Fußnote am Blattrand eine optische Irritation darstellen. So wie sie vielleicht ein geradliniges, ununterbrochenes Lesen ermöglichen, so stehen die Fußnoten auch für ein nicht-lineares Lesen. Ich äußere eine kleine Unzufriedenheit, die sich bei der Bezeichnung *nicht-linear* im Laufe meines Schreibprozesses einstellt: zum einen bindet die Verneinung den Begriff immer als eine Art Gegenteil an das Lineare, das wiederum stark mit Buch und Roman in Verbindung gebracht wird. Das lineare, klassische Lesen hat genauso eine Geschichte des Erlernens hinter sich. Stil, Inhalt, Vokabular können viel Übung verlangen, sodass auch der an sich lineare Leseweg in ein Starren, Wiederholen, Abschweifen zerfallen kann. Und zum anderen gab und gibt es eine Vielfalt von Formen des nicht-linearen Lesens. Wieso also nicht einen anderen Begriff versuchen? Was meint nicht-linear?<sup>168</sup> Abzweigend, stückhaft, selektiv, fragmentarisch, diskontinuierlich? Mehreren Linien, Schnüren, ausgewählten Erzählbrocken<sup>169</sup> folgend?

Mehrere Textteile auf einer Seite miteinander in Beziehung zu setzen, ihre jeweiligen Inhalte zusammenzufügen, im Ganzen neu abzuwägen oder sie in ihrer Fragmentarität nebeneinander stehen zu lassen – vorausgesetzt, man blendet sie nicht einfach aus – erfordert Konzentration. Wörter und Zeilen werden durch ruckartige Bewegungen der Augen (Sakkaden) und Fixationspunkte abgetastet und visuell, kognitiv verarbeitet. Die Abfolge dieser Punkte muss nicht unbedingt der Textfolge entsprechen; schon während dem Verarbeiten von Informationen werden Entscheidungen getroffen, die das Auge beispielsweise noch einmal zurückspringen lassen. Das bedeutet, dass der Lesevorgang an sich schon nicht-linear und diskontinuierlich ist.<sup>170</sup> Zwischen

167 Ebd. Das Buch gliedert sich in verschiedene Kapitel von „Lesearten“. Das lineare Lesen wird u.a. ergänzt vom informierenden (Zeitung, Sachbuch), konsultierenden (Lexikon), selektiven (Schulbuch), diagonalen Lesen und vom differenzierten Lesen wissenschaftlicher Texte. Die vereinfachende Kategorisierung des Handbuchs gibt einen Überblick über gängige Layouts und nähert sich diesen aus der Leser:innenperspektive.

168 „The not-straight line is drawn from a point where two lines cross if the first line is drawn from the midpoint of the top side to a point halfway between the midpoint of the right side and the lower right corner, the second line is drawn from the start of the straight line to the upper right corner, to a point halfway between the midpoint of the bottom side and the lower left corner.“ Abschrift eines Ausschnitts aus: LeWitt, Working Drawing for Wall Drawing, 1974, Ink on paper (LeWitt Collection, Chester, Connecticut USA). Gefunden in: FUKT Magazine for Contemporary Drawing, The Words Issue: Written Drawings, 2018. Nicht-Linearität als Arbeits- und Gestaltungsprinzip findet sich auch in der bildenden und darstellenden Kunst, in der Musik oder im Film (non-linear editing). Siehe z.B. auch die Masterarbeit von Kathrin Heinrich an der Universität Wien über die Fußnote als Strategie in bildender Kunst und Fotografie: Heinrich, The Footnote as a Performative Strategy, 2019.

169 „(...) mein Lesen ist mehr ein Schaufeln.“ Cotten, Wir brauchen neue Metaphern, 2021.

170 Vgl.: Brosch, Lesen aus Sicht der Kognitionswissenschaften, 2018. Die Augenbewegungen werden durch die Methode des Eye-Trackings erfasst.

mehreren Textteilen zu navigieren fordert das Arbeitsgedächtnis aber zusätzlich heraus, weil seine Speicherkapazität auf einige Sekunden / Millisekunden begrenzt ist. Innerhalb dieser kurzen Zeitspanne müssen die von den Augen erkannten Worte miteinander in Bezug gesetzt und mit den zuvor gelesenen Sätzen, Zeilen, Textteilen verknüpft werden. Eine erhöhte Schwierigkeit beim Sinn erfassen kann sich auch durch das Layout, die (eventuell experimentelle) Rechtschreibung, unbekanntes Vokabular und die Satzlänge in Zusammenhang mit der Lesegeschwindigkeit ergeben.<sup>171</sup> Vielleicht wird der Lesevorgang auch abgebrochen oder unterbrochen, um eine Lesestrategie zu finden: welche Textteile liest man sofort, vereinzelt, später, gar nicht? Insofern kann das stückhafte Lesen auch ein nicht-chronologisches Lesen sein. Gibt es eine klar angeleitete, aufeinander aufbauende Lesereihenfolge und wenn ja, befolgt man sie?

Ich nehme die Lesegewohnheit wahr, immer wieder von dem, was der in Kapitel I diskutierte Literaturwissenschaftler Genette einen „lokalen Umweg“ und eine „momentane Verzweigung“<sup>172</sup> nennt, zum Haupttext zurückkehren und die Informationen mit diesem abgleichen zu wollen. Die Formulierung des „lokalen Umwegs“ und der „momentanen“, das heißt: nicht andauernden „Verzweigung“ impliziert, dass die Anmerkung / Fußnote immer wieder zum Haupttext zurückkehren muss; sie ist räumlich wie zeitlich begrenzt und kann daher nie zu einer eigenen Geschichte auslaufen oder versanden. Die Gewohnheit, immer wieder zum Haupttext zurückzukehren, spiegelt die hierarchische Ordnung zwischen Haupt- und Beibtext wieder und auch ein bestimmtes Maß an Kontrolle (vonseiten des Schreibens), das damit einhergeht. Allerdings würde Genettes Verständnis von der Anmerkung ausgehebelt, wenn kein eindeutig erkennbarer Haupttext zu finden ist, der als Start-, Angel- und Endpunkt funktioniert. Einen weiteren interessanten Aspekt eröffnet die Lesehaltung des Zurückkehrens: nämlich das womöglich implizit unerwünschte bzw. negativ konnotierte „Fadenverlieren“ und die Frage, wie sehr Abschweifen im Sinne von Effizienz „erlaubt“ ist.

#### Das Überlesen.

Fußnoten werden als fakultative Lektüre beschrieben, als textliches Angebot, das nicht angenommen werden muss.<sup>173</sup> Leser:innen haben die Wahl, ob sie abzweigen oder nicht, je nach dem, ob ihr Interesse geweckt ist. Eben erwähnter Genette schreibt, dass Anmerkungen / Fußnoten „den Status einer fakultativen Lektüre besitzen und sich folglich nur an gewisse Leser richten können: an diejenigen, die sich für die eine oder andere ergänzende oder abschweifende Überlegung interessieren (...)“.<sup>174</sup> Das setzt voraus, dass sie aufgrund einer aktiven Entscheidung des Nicht-/Abzweigens im Leseprozess zumindest wahrgenommen worden sind. Ein *Überlesen* von Fußnoten im Sinne von *Übersehen* würde demnach vielleicht eher ein versehentliches Nicht-Lesen bedeuten. Und das Überfliegen, Hinweglesen, oder Darüberhinweglesen würde heißen: sie flüchtig lesen und ihnen keine besondere Beachtung schenken. Gerade diese Beschreibung der Lektüre

171 Siehe auch: Parr / Honold, Grundthemen der Literaturwissenschaft: Lesen, 2018.

172 Genette, Paratexte, 2001: 313.

173 Vgl.: Forssman / Willberg, Lesetypografie, 2010: 154.

174 Genette, Paratexte, 2001: 308.

findet sich in der metaphorischen Verwendung des Begriffs wieder, nämlich eine Fußnote von etwas sein; gleichbedeutend mit leicht zu übersehen, geringe Aufmerksamkeit bekommen, als Nebensache verstanden werden. Das Leseverhalten speist sich in die metaphorische Bedeutung ein.

Dem gesellt sich das absichtliche Nichtlesen, gewünschte Auslassen, Überspringen, Ignorieren von Fußnoten hinzu. In diesem Leseszenario sind sie nervige, nervenaufreibende Textbeilage, Anhängsel, Textmücken. So bemerkt der Philosophieprofessor Hans-Georg Flickinger über einen Text des Schriftstellers und Sozialwissenschaftlers Rolf Schwendter etwa:

„Frankfurt 1981, Buchmesse. Rolf hatte mich angefragt, ob ich ihm beim Korrekturlesen seines Manuskripts ‚Geschichte der Zukunft‘ Bd. 1 helfen könne. Spontane Zusage meinerseits. Wir sitzen in einer Ecke, mitten im Publikumsverkehr, und ich unterdrücke heimlich meinen Zorn: Rolf hatte mir nichts davon erzählt, dass es sich um 1.377 (eintausenddreihundertsiebenundsiebzig) Anmerkungen handelte...“<sup>175</sup>

Das *Vorlesen*.

Zu Beginn dieser Arbeit definierte ich eine schriftliche Anmerkung als optisch erkennbare und für sich stehende Einheit und präzierte, dass das nicht zwingend für die Ohren gelten muss, würde sie etwa zusammen mit dem Haupttext vorgelesen. Bestimmte Faktoren spielen eine Rolle: inwiefern die Anmerkung als optisch für sich stehender Textteil auch semantisch eigenständig ist und in welcher Ausdifferenzierung sie welche Art von Text ergänzt. Ausgehend von dieser Definition und inspiriert von einer Praxis des lauten Lesens im Mittelalter frage ich: sind Fußnoten für das leise Lesen gedacht? Würde ein Text mitsamt seinen Fußnoten vorgelesen, würde man sie heraushören und sie als solche identifizieren können und wenn ja, warum? Sind sie von einer besonderen Art des Schreibens geprägt? Gibt es überhaupt so etwas wie eine mündliche, gesprochene Fußnote?

Der Duden sagt, *vorlesen* bedeutet, etwas Geschriebenes, Gedrucktes für jemanden oder für sich selbst laut zu lesen. Das Vorlesen von Fußnoten für jemanden oder für sich selbst ist ungewohnt. Ist das Hören von Fußnoten ungewohnt? Ich nähere mich der Frage von einem literarischen Startpunkt. Den Text *Materialflussrechnung. Exzerpte, Allokationen* des Autors und Übersetzers Mathias Kropfitch hörte ich zunächst in Form einer performativen Lesung.<sup>176</sup> Die *Materialflussrechnung* ist eine Collage aus Textausschnitten, Verweisen, direkten Zitaten; sie bildet eine Recherche ab zur Gewinnung von Rohstoffen, den prekären und gefährlichen

175 Flickinger, Schlaglichter, 2005: 18. Flickingers fünf Schlaglichter sind Teil der Festschrift zur Emeritierung Schwendters 2003. Der schlechte Ruf, der Fußnoten anhaftet, weil sie mehr Leseaufwand bedeuten, lässt mich auch an einen Essay Monika Rincks denken. Dort möchte der Erzähler / Leser, Idiot genannt, gerne mit einem Gedicht Christine Lavants raufen. Wer würde beim Lesen nicht gerne hin und wieder mit dem Text raufen wollen? Rinck, Das Allgewusste Leid – die altbekannte Freud, 2017: 153.

Arbeitsbedingungen und den imperialen Geschichten, die damit einhergehen. Ich saß also und hörte, wie Kropfitsch sämtliche Belege, Quellen, Links vollständig als selbstverständlichen Teil eines Haupttextes vorlas, bis diese allmählich selbst den Haupttext bildeten. Der Rechercheprozess, die Orte der Informationsbeschaffung, der Umgang mit Informationen und die Quellen an sich rückten in den Vordergrund. Der Text entzog sich damit Erwartungen, die an den Besuch einer literarischen Veranstaltung geknüpft waren. Gleichzeitig veränderte die stimmhafte Aussprache von Zahlen, Links, Sonderzeichen die Text- und Sprachmaterialität. Der durch die Belege wissenschaftlich anmutende Text bekam gerade durch diese unmittelbare Klanglichkeit wieder eine literarisch-experimentelle Note. Ich denke, dass dem so ist, weil es nicht Usus ist, Belege in ihrer Vollständigkeit, ohne einleitende Formel (z.B.: „Fußnote 1“) und tatsächlich an dem Ort im Text, von dem sie abzweigen, vorzulesen (sie also auch nicht in der Form zu hören).

„Buckelbergwerk<sup>1 2 3</sup>“<sup>177</sup>

Das ist die erste Zeile des Fließtexts. Das Manuskript der *Materialflussrechnung* hat mir der Autor nach der Lesung zukommen lassen. Als ich die Seiten – zu einem großen Teil bestehend aus Fußnoten – sah und las, habe ich das mit den Ideen des bereits Gehörten gemacht: der gehörte Text hat Bilder geformt, die nun auf die Anordnung des Geschriebenen auf der Seite trafen und mein Lesen beeinflussten. Die Stärke von Kropfitschs Arbeit liegt für mich in dem Moment der Sichtbarmachung – eigentlich: Hörbarmachung, Sonifizierung – der Recherche und der textlichen Materialität von Belegen. Es ist eine Art Rückspiegelung oder Dokumentation der Wege, die das Denken und Schreiben und Finden und Lesen genommen hat. Wie bin ich zu meinem (Text-)Wissen gekommen? Und wie gehe ich damit um? Der besondere Umgang mit den Fußnoten beleuchtet aber auch das Spannungsverhältnis zwischen literarischem und wissenschaftlichem Schreiben (und die Assoziationen und Annahmen die mit ihnen einhergehen) und ist im Nachdenken über meine eigene Ausgangsposition (Kunstuniversität – wissenschaftliche Masterarbeit) ein Ort, auf den ich immer wieder zurückkomme. Die Fußnote erweist sich als produktiv, um über Grenzen von Textsorten zu verhandeln.

Die Konventionen um das korrekte Belegen mittels Fußnoten im wissenschaftlichen Arbeiten beinhalten, so behaupte ich, die informelle Regel des stillen Lesens. Fußnoten werden nicht zum Vorlesen *gedacht*. Das mag pragmatische Gründe haben: Die Aussprache von Zahlen, Links, Sonderzeichen verändert die Sprachmaterialität, sie bringt eine vielleicht unerwünschte klangliche Ebene mit sich. Die Aussprache einer ganzen Fußnote bedeutet aber auch Zeitaufwand. Was im Gedruckten der Raum am unteren Seitenrand ist, der bei Bedarf weit nach oben verschoben und trotzdem überlesen werden kann, ist im Vorlesen ein zeitlicher Aufwand, bei dem die Hörer:innen nicht einzeln entscheiden können, ob sie abzweigen oder nicht. Und schließlich

176 Kropfitsch, Mathias: *Materialflussrechnung*. Exzerpte, Allokationen. Unveröffentlichtes Manuskript, vom Autor zur Verfügung gestellt. Performativ gelesen im Rahmen des Festivals Poesie & Politik 10 Jahre Institut für Sprachkunst, 23.10.-26.10.2019 in Wien.

177 Ebd., 1.

wird die Verwendung von Fußnoten, wie so oft, mit der Bewahrung vom Lesefluss argumentiert. Sie werden, um den Lesefluss zu garantieren, in einer Vorlese-Situation nicht, und wenn überhaupt, dann nicht an Ort und Stelle und ohne „Vorwarnung“ vorgelesen.

Für den Umgang mit Fußnoten in Vorlesungen und Vorträgen sind bereits andere Methoden gefunden und etabliert. Mündliche Formeln wie „Zitat“ / „Zitat Ende“ oder Zusätze wie „als Fußnote / Anmerkung“ etc. markieren Belege und Ergänzungen. Demnach ist die Abhängigkeit von der Fußnote gegenüber ihrem Haupttext auch im mündlichen Kontext gegeben, da ihre sekundäre, ergänzende Natur (Derrida: *secondary nature*) sie in erster Linie definiert. Aber: wären Fußnoten ohne die einleitenden Formeln für die Hörer:innen unter Umständen gar nicht als solche wahrnehmbar? Funktioniert das ausgesprochene „Zitat / Fußnote“ sozusagen als Verweiszeichen? Die Frage, ob es mündliche, gesprochene Fußnoten gibt, beantwortet Derrida so:

„What is an oral footnote? One could say figuratively that this is an ‚oral footnote‘, an example of an ‚oral footnote‘, if one believed that there could be such a thing, in the strict sense, as a purely ‚oral footnote‘. I do not believe that there is such a thing.“<sup>178</sup>

Der Text, aus dem das Zitat entnommen ist – *This Is Not an Oral Footnote* – ist die verschriftlichte Form einer mündlichen Rede, einer Vorlesung, die der Autor 1988 auf einem Symposium über Annotationen hielt. So gibt es zwar keine abgedruckten Fußnoten, aber einige Stellen im Text, die besagen: *as I speak*, oder: *an oral footnote here*. Es ist wie ein Vexierspiel: das hier ist keine mündliche Fußnote, aber hier: eine mündliche Fußnote (dieses Kippen durchzieht im Übrigen Derridas ganzen Vortrag).

Mein Versuch einer Antwort lautet: die Frage, ob es eine mündliche Fußnote gibt, verlangt nach einer erneuten Differenzierung zwischen Anmerkung und Fußnote. Während eine Anmerkung auch Hinzufügungen nicht ausschließt, die über Text und Schrift hinausgehen, ist in der Definition der Fußnote tatsächlich eine spezifische Textbezogenheit angelegt. Sie ist im Prozess des Druckens als solche benannt und mit ihrem Dasein und ihrer Bezeichnung an den unteren Rand der Seite geheftet worden. Das spiegelt sich auch in den Übersetzungen des Wortes „Fußnote“ in anderen Sprachen wider. Im Slowenischen *opomba pod črto* ist die Fußnote die Anmerkung unter dem Strich / der Linie, im Italienischen *nota in calce / nota a piè di pagina* und im Französischen *note de bas de page* ist sie die Note / Anmerkung am unteren Rand der Seite, am Fuß der Seite. Aufgrund dieser starken Bindung an die Typografie und Topografie der gedruckten Seite würde ich Derrida insofern zustimmen, wenn er sagt: *in the strict sense, there is no such thing as an oral footnote*. Aber: der mündliche Zusatz „Fußnote“ reicht aus, um genau dieses Bild zu evozieren und mit einem kleinen performativ-metaphorischen Sprung verständlich zu machen, worum es geht.

Vom Gedankenspiel zur mündlichen Fußnote zurück zum Vorlesen der geschriebenen Fußnote. In der Produktion von Hörbüchern gibt es mehrere Lösungen für den Umgang mit ihnen. Eine

178 Derrida, *This Is Not an Oral Footnote*, 1991: 193.

gängige Methode, neben dem strikten Weglassen, ist das Lesen der Fußnoten mit veränderter Stimme oder mit speziellem Audiofilter. Der veränderte, meist gedämpftere Tonfall<sup>179</sup> setzt die Fußnote vom Haupttext ab, wie es vielleicht die kleinere Schriftgröße in den Textbearbeitungsprogrammen tut. Der Tonfall imitiert das Lesen von etwas in Klammern oder zwischen zwei Gedankenstrichen (Parenthese: hier findet sich die Vorsilbe *para* wieder). Eine weitere Methode ist es, der Fußnote einen eigenen „Track“ zu geben, der beim Hören kurz nach der Ankündigung („Fußnote 1“) übersprungen werden kann oder sie gänzlich auf einer zusätzlichen Tonspur, einem Audioanhang sozusagen, zu versammeln. Rezipient:innen berichten, dass vor allem letzteres schlecht funktioniert. Es gibt also keine für alle Hörbücher passende Umgangsweise mit dem „nasty problem“<sup>180</sup> des Fußnoten-Vorlesens. So wie es Mathias Kropfisch gemacht hat, nämlich die Fußnoten dort zu lesen wo sie sind, ohne „Vorwarnung“ und mit gleichbleibendem Klang der Stimme, das ist in kommerziellem Kontext die Ausnahme. Es verlangt den Hörer:innen mehr Konzentration ab, genauso wie das Lesen von Textfragmenten.

Ich fasse zusammen. Eingeübte Lesegewohnheiten bezüglich Fußnoten umfassen das stete Zurückkehren zum Haupttext (die Fußnote als momentaner und lokaler Umweg), das Nichtlesen, das Überlesen, das leise und mit verändertem Tonfall Lesen. Diese Leseverfahren speisen sich ein in die metaphorische Bedeutungsebene der Fußnote. Irritationen in den gewohnten Fußnoten-Lesebahnen ergeben sich vor allem durch abschweifendes Lesen (nicht zum Haupttext zurückkehren oder woanders wieder auftauchen) und lautes Lesen.

Fußnoten beherbergen ein Potenzial an Verwirrung und Reizung, dass für künstlerisch-literarische Verfahren produktiv sein kann. Die Science-Fiction Autorin Ursula K. Le Guin schreibt: „A lot of the stuff we were taught to read silently (...) reads better out loud.“<sup>181</sup> Könnte das Vorlesen von Fußnoten in wissenschaftlichen Texten entgegen der so gelernten Gewohnheit gewisse Rhythmen von Konventionen zum Vorschein bringen? Wie würden unzählig oft wiederholte Formeln wie *Vergleiche*, *Siehe* oder bestimmte Namen und Orte, Jahreszahlen, Links, aber auch Ergänzungen, Kommentare und Zusatzinformationen in Klammern mit dem Inhalt in Korrespondenz treten, diesen beeinflussen? Das Vokabular akademisch-institutioneller Diskurse würde so quasi performt

179 „When David Foster Wallace, reading the audiobook version of his newly published collection of essays (...) hits one of its many footnotes, listeners may be inclined to adjust the volume – his voice sounds suddenly distant, as if he has fallen down a well. Then, footnote finished, his voice returns just as abruptly to normal. But don't touch the dial. The voice manipulation, for which audiobook producer John Runnette used a ‚phone filter‘ – a voice-through-the-receiver effect used in radio dramas – was an attempt to aurally convey Mr. Wallace's discursive, densely footnoted prose.“ Newman, *How Should a Book Sound? And What about Footnotes?*, 2006. Vgl. auch: Hörbuchsprecher mit Instinkt für feine Töne, Blog des deutschen Zentrums für barrierefreies Lesen, 2018.

180 Newman, *How Should a Book Sound? And What about Footnotes?*, 2006.

181 Le Guin, *Text Silence. Performance*, 1989 [1986]: EPUB 228, Absatz 2.

werden. Und wie könnte man Fußnoten beim Schreiben auf ein Vorlesen hin denken? Ein Vorlesen, das „das Geschriebene einem Zustand der Beweglichkeit aussetzt“<sup>182</sup>?

182 Meunier, Stimmen hören. Über das Lesen und Aufführen von Poetry, 2016: 143.

## IV POSITIONIEREN / TEXTRAUM

Fragen, die dieses Kapitel begleiten, lauten: Wer oder was befindet sich am Rande oder außerhalb einer Erzählung? Wie können anhand der Fußnote Wissensräume und Wissensweisen beschrieben werden? Und welche Rolle spielt die räumliche Metaphorik der Begriffe?

Im vorangegangenen Kapitel berichtete ich von verschiedenen Methoden mittelalterlicher Schriftlichkeit. Sie sind sehr produktiv, um etablierte Leserichtungen und eindeutige Zuordnungen auszuhebeln. Der *Rand* eines Schriftstücks ist *verschiebbar*, uneindeutig, franst aus. Der *Rand* bekommt in nicht wenigen Fällen mehr Aufmerksamkeit als die *Blattmitte*, weil Übersetzungen, Leseanleitungen, Erklärungen, Zeichnungen und andere inhaltliche sowie grafische *Orientierungshilfen dort angesiedelt* sind. Wortspiele formen sich aus Silben und einzelnen *Enden* von Buchstaben und nehmen es mit der Autorität des *zentralen* lateinischen Texts auf. Der Platz *zwischen* oder *um die Zeilen herum* ist nicht selten der *Ort*, an dem Kritik und Humor zu finden sind. Ich habe die Wörter, die Räumlichkeit vermitteln und bezeichnen, hier bewusst kursiv gesetzt, um darauf aufmerksam zu machen, dass hier bereits gedankliche, metaphorische, sprachliche Konzepte von Raum am Werk sind. Im vorigen Kapitel habe ich die Kritik des Kunsthistorikers Camille und des Mediävists Schipper bezüglich der Dichotomie von Zentrum und Rand erwähnt, die sie für ein heutiges Lesen von mittelalterlichen Manuskripten aussprechen. Den problematischen Implikationen, die in dem Konzept Zentrum / Rand stecken, weiter nachzugehen, sehe ich als Aufgabe in diesem Kapitel – vor allem auch, um meinen eigenen Reproduktionen dieses Gegensatzes aufzuspüren. So gesehen verstehe ich die Titelüberschrift *Positionieren* auch als ein *Situieren* nach Gramlich / Haas und Haraway: aus welcher Position heraus schreibe, lese, spreche, wohin und auf wen verweise ich?

Erlernte Lesegewohnheiten wie das Überlesen, Darüberhinweglesen, Nichtlesen, leise Lesen von Fußnoten fließen ein in Formulierungen, in denen die Fußnote zur erneuten Metapher für etwas wird, das eine (vermeintlich) unbedeutende Rolle einnimmt. In Bezug auf das Lese-Kapitel könnte daher auch gefragt werden: wer oder was wird überlesen bzw. überhaupt gelesen, um in weiterer Folge zitiert werden zu können? Metaphern sind bildhafte Ideen, Entwürfe, Konstruktionen oder Modelle und daher weder objektiv, noch neutral, zeitlos oder unbeweglich. Sie benutzen spürbare Bilder, aktivieren den Körper, wecken Erinnerungen und machen so das Denken plastischer.<sup>183</sup> Die beiden Linguisten George Lakoff und Mark Johnson argumentieren, dass die Metapher keine rein sprachliche, rhetorische oder poetische Sache ist, sondern dass Denkprozesse selbst metaphorisch sind: „[The] metaphor is not just a matter of language, that is, of mere words. We shall argue that,

183 Vgl.: Cotten, Wir brauchen neue Metaphern, 2021. Ann Cotten verweist auf die Theorie des Embodiment (embodied cognition) in der Kognitionswissenschaft und Psychologie. Dieser theoretische Ansatz geht davon aus, dass das Gehirn beim Denken mit Körpergedächtnis und Wahrnehmungsapparat zusammenarbeitet und untersucht daher die Wechselwirkungen zwischen Kognition, Sensorik und Motorik.

on the contrary, human *thought processes* are largely metaphorical.“<sup>184</sup> Bedeutung könne niemals körperlos und objektiv sein, gerade weil der größte Teil der begrifflichen Struktur einer Sprache metaphorischer Natur sei und auf physischen und kulturellen Erfahrungen beruhe.<sup>185</sup> Von Interesse für die Thematik zentral / marginal sind im Besonderen *orientational* bzw. *spatial metaphors*. Die Geograf:innen Neil Smith / Cindi Katz und Katherine McKittrick kritisieren, dass in metaphorischen Konzepten problematische, imperiale Raumvorstellungen eingebunden sind, die ebendiese als gegeben und unbeweglich erscheinen lassen („naturalizing absolute space / naturalizing uneven geographies“<sup>186</sup>).

Dieses kürzer gehaltene Kapitel liest sich damit als eine Weiterführung der Abschnitte *Metapher und Körper, Wissen teilen und verorten* und der *Transparenten Quellen* (alle Kap. II). In letzterem betrachtete ich die (konkrete) Fußnote in ihrer Rolle als Überträgerin von Texten, Quellen, Archivadokumenten, Materialien, Erzählungen, die auf bestimmte *Orte* oder *nicht-Orte* verweisen. Aber was oder wer ist eine (metaphorische) Fußnote in einer Geschichte und wo liegt die Deutungshoheit für die sogenannten Haupttexte? Wie können anhand der Fußnote Wissensräume und Wissensweisen beschrieben werden? Für diese beiden Fragen bespreche ich den Text *ZONG!* der Schriftstellerin M. NourbeSe Philip.

#### IV.I Die Reproduktion von Zentrum und Rand in Metaphern

Im Englischen sind Formulierungen, in denen die Fußnote, selbst Metapher, metaphorisch für etwas verwendet wird, das eine untergeordnete, nebensächliche oder unbedeutende Rolle einnimmt, gebräuchlicher und etablierter als im Deutschen. Das ist daran erkennbar, dass die zusätzliche Bedeutungsebene in englischen Wörterbüchern mitgeliefert und mit Textbeispielen belegt ist.<sup>187</sup> Ein Beispiel: „(...) while Harriet Beecher Stowe is taught as a footnote to history.“<sup>188</sup> Ähnlich verhält es sich mit dem Begriff Asterisk, dem Sternchen als Hinweis auf eine Fußnote oder Kleingedrucktes. Zum Beispiel: „an asterisk in the grand narrative of history“<sup>189</sup> oder: „Indigenous communities become the asterisk peoples, meaning they are represented by an asterisk in large and crucial data sets (...)“<sup>190</sup>. Im Englischen und Deutschen gleichermaßen stark ist die Verbindung von Marginalie und marginalisiert (sein). Marginalisieren kann heißen: etwas mit Marginalien zu versehen oder aber es ins Abseits zu schieben, es unwichtig und nebensächlich zu machen. Marginal ist es etwas, das nicht von *zentralem* Interesse ist. Ausschlaggebend bei solchen

184 Lakoff / Johnson, *Metaphors We Live By*, 1980: 6. Hervorhebung im Original.

185 Vgl. ebd., 195f.

186 Smith / Katz, *Grounding Metaphor. Towards a spatialized politics*, 1993: 78; McKittrick, *Dear Science and Other Stories*, 2021: 10.

187 Der Eintrag *footnote* bei Merriam-Webster wird mit aktuellen Textbeispielen aus dem Internet gefüttert.

188 Le Guin, *Prospects for Women in Writing*, 1989 [1986]: EPUB 220, Absatz 1.

189 Hartman, *Venus in Two Acts*, 2021: 14.

190 Tuck / Yang, *Decolonization is not a metaphor*, 2012: 22.

metaphorischen Konzepten ist das Ähnlichkeitsverhältnis zu Funktion / Eigenschaft des Ausgangsbegriffs – ergänzend, abhängig, nebensächlich, untergeordnet, klein gedruckt oder geschrieben, *am Rande liegend*.

Ich versuche den zentral / marginal-Aspekt der genannten Ausdrücke durch die Kategorie der *orientational / spatial metaphors* zu analysieren, denn: „[they] have to do with spatial orientation: up-down, in-out, front-back, on-off, deep-shallow, central-peripheral.“<sup>191</sup> Konzepte metaphorischer Orientierung und Räumlichkeit sind nicht willkürlich; sie beruhen auf Erfahrungen, Wahrnehmungen, Ideen und konkreten, materiellen Räumen. Smith und Katz fordern in ihrem Text *Grounding Metaphors* von 1993 Aufmerksamkeit ein für die Zusammenhänge zwischen materiellem und metaphorischem Raum und die Quellen, aus denen räumliche Metaphern konstruiert werden. Sie argumentieren:

„The problem lies not with spatial metaphors as such, but with metaphors that depend on a very specific representation of space: *absolute space*. ‘Absolute space’ refers to a conception of space as a field, container, a co-ordinate system of discrete and mutually exclusive locations. Absolute space is the space that is broadly taken for granted in Western societies – our naïvely assumed sense of space as emptiness – but it is only one of many ways in which space can be conceptualized.“<sup>192</sup>

Das Problem sehen die Geograf:innen nicht bei den räumlichen Metaphern als solchen, sondern bei Metaphern, die von einer ganz bestimmten Darstellung des Raums abhängen, etwa der Vorstellung von Raum als Leere. Beispiele, die sie unter anderem anführen, sind Konstruktionen mit den Verben *mapping, exploring, charting, contesting, (de)colonizing* oder *travelling*. Nun sind *being a footnote, an asterisk* und *marginalisieren* nicht vom selben Kaliber wie etwa *kartografieren, kartieren, Neuland betreten* oder *erschließen*. Sie beziehen sich immer auf eine Relation zu etwas Übergeordnetem, auf Abhängigkeiten, Hinzufügungen, Hierarchien. Trotzdem folge ich Smith und Katzs Argumentation noch ein Stück weiter, weil sich ihr aufmerksamer Blick auf die räumlichen Konzepte, die diese Begriffe mitbringen, lohnt. Zum Beispiel in Bezug auf die Materialität vom beschriebenen Blatt: „Typically, the replete material space of a given locality is represented on a cartographic space that is converted from a blank sheet of paper to a finished map.“<sup>193</sup> Beim Kartografieren werden Orte, Strukturen und Beziehungen eines Raumes in einen neuen Raum, den Blattraum, übersetzt. Dieser Vorgang des Übersetzens vom Kartierten zur Karte ist ein dezidiert aktiver Vorgang, weil infolgedessen erkundet, ausgewählt, definiert und verallgemeinert wird. Mit ihm eng verknüpft sind Machtverhältnisse, Deutungshoheiten und Fragen der Repräsentation. Smith / Katz: „as the military histories of geography and cartography suggest, the power to map can be closely entwined with the power of conquest and social control.“<sup>194</sup>

191 Lakoff / Johnson, *Metaphors We Live By*, 1980: 14.

192 Smith / Katz, *Grounding Metaphor. Towards a spatialized politics*, 1993: 73f.

193 Ebd., 69.

194 Ebd. Vgl. Latours Zitat zum Zusammenhang von Verschriftlichtem und Macht, Fußnote 116.

Eine Überlegung zur Metapher *jemand ist ein (un)beschriebenes Blatt*: In den 1511 beginnenden Kolonialberichten über die Eroberung Amerikas, zusammengefasst unter dem Titel *Decades of the New World*, vergleicht der italienische Historiker im Auftrag des Spanischen Königreichs Peter Martyr d'Anghiera die Menschen der „Neuen Welt“ als ein leeres, unbeschriebenes Blatt Papier, auf dem man (der Kolonisator, der weiße Mann) nach Belieben schreiben und zeichnen könne: „(...) a white paper unwritten upon, upon the which yow may at the first paynte and wryte what yow lyst.“<sup>195</sup> Abgesehen davon, dass das ein prägnantes Beispiel dafür ist, wie metaphorische Denkkonzepte Handlungen anleiten, die konkrete (gewaltvolle) Auswirkungen auf Körper haben – was machen diese Verknüpfungen und Informationen mit dem Sprechen über Text- und Schreibräume, über Topografien beschriebener Seiten? Die Wissenschaftler:innen Eve Tuck und K. Wayne Yang betonen zum Beispiel vehement, dass sie *Dekolonisierung* nicht metaphorisch denken, sondern dass es ihnen um den konkreten Raum von Indigener Bevölkerung geht, der von Siedler:innen geraubt wurde und der konkret anerkannt und / oder restituiert werden sollte. Daher auch der Titel ihres Texts *decolonization is not a metaphor*.<sup>196</sup> Was bedeutet also ein metaphorisches Sprechen von Text als Raum? Welche Positionen wurden von mir unter Umständen im Schreiben oder mit Fragen wie – wer oder was befindet sich am Rand oder außerhalb einer Erzählung – schon im Vorhinein fixiert? Die Übersetzerin Uljana Wolf begreift den weißen Raum der (Text-)Seite auch als einen Herrschaftsraum, „in dem manches sichtbar gemacht wird, vieles nicht.“<sup>197</sup>

Smith / Katz schreiben: „The notion of margins and borderlands is (...) interesting, especially with the implication of permanent location at the edge, but of course it leaves a core identity intact, a forceful locus of power uninterpolated.“<sup>198</sup> Der Rand festigt den Kern, der ohne diesen keiner ist. Suggestiert diese Vorstellung eine gewisse Unbeweglichkeit von Raum? Ich stelle beim Schreiben dieses Kapitels fest, dass meine Vor- und Darstellung von Zentrum und Rand zum Problem führen kann; dass ich mit dem, was ich zu beschreiben versuche, dasselbige auch wieder reproduziere.

195 British Library, Collection Items: Eden's *Decades of the New World*, 1555. Vgl.: Yusoff, A Billion Black Anthropocenes or None, 2018: EPUB 42. Yusoffs Formulierung suggeriert, dass Richard Eden der Autor ist – tatsächlich ist Eden aber der Übersetzer der von Martyr in Latein verfassten Berichte.

196 Die Episode *Uncle Brownie* der Serie *Reservation Dogs* beginnt mit der Kameraeinstellung auf eine Straße. Am Straßenrand steht eine Ortstafel: „Welcome to Oklahoma“, darüber gesprayt in Großbuchstaben: „LAND BACK“ und auf der Rückseite der Tafel: „LAND BACK FUCKERZZ“. Ein weißes Ehepaar fährt mit dem Auto daran vorbei und fängt an zu diskutieren. Er fragt: „What do you suppose that means?“ Sie: „I think it said: land back.“ Er: „But I don't understand. They mean the whole damn thing? ... That's just not possible. I could see some of it back. You reckon that's what they mean? Some of it back?“ Sie streiten. Sie, bisher die liberalere der beiden: „You know I am part Indian.“ Er: „Yeah, you wish!“ Kurz darauf überfahren sie einen Hirsch. *Reservation Dogs*. Episode 3, Staffel 1; produziert von Sterlin Harjo und Taika Waititi, FX Productions, August 2021.

197 Wolf, *Etymologischer Gossip*: Sichtbarmachen ist eine Form des Übersetzens, 2022: 141.

198 Smith / Katz, *Grounding Metaphor*. Towards a spatialized politics, 1993: 76.

Zwar befinden sich Fußnoten tatsächlich per Definition am Rand der Seite, aber eine Auseinandersetzung mit der metaphorischen Ebene birgt Gefahren für Denkkonzepte und Assoziationen, die auf unreflektierten *Standpunkten* beruhen.

In Abgrenzung zum Vorgang des Kartografierens versuchen Smith und Katz einen konkreten Raum nicht als Koordinatensystem von einzelnen, separaten, sich gegenseitig ausschließenden Orten zu denken. Sie umreißen dafür drei Verortungen mit aufsteigender Dimensionalität: Ort/ *location*, Position / *position*, Lokalität / *locality*. Eine Position, in Abgrenzung zu den anderen beiden Begriffen, verstehen sie als einen Standort, der sich in Relation befindet, einen Sinn für Perspektive gegenüber anderen Orten beinhaltet und daher mehr ist als nur ein einzelner Punkt. Die beiden Geograf:innen würden wohl Kritik an meiner Titelwahl üben (*positionieren*), weil die Position immer noch die Mehrdimensionalität der Lokalität vermisst; das heißt, sie steht zwar in Relation zu vielen anderen Standpunkten, betont aber weniger das Verflochten-Sein mit ihnen.<sup>199</sup> Diese Überlegung könnte dafür sprechen, Fußnote und Co nicht so sehr in ihrem oppositionellen und unbeweglichen Verhältnis zum Zentrum festzuheften, sondern ihre vernetzende und referenzielle Eigenschaft zu betonen.

#### IV.II „Haupttexte“ und M. NourbeSe Philips *ZONG!*

Ich erinnere an einen Gedanken aus dem zweiten Kapitel: Welche Wissensweisen sind innerhalb eines hegemonialen Wissenssystems denk- oder zitierbar? Katherine McKittrick nimmt Bezug auf Édouard Glissants Begriff der „Nichtwelt“, um eine Form von Wissen zu beschreiben, die von jenem System nicht erfasst werden kann:

„The nonworld produces a referential knowledge system that is committed to sharing black ways of knowing and living. The nonworld produces a knowledge system that cannot be proved. The nonworld produces a lesson that cannot be contained in the main text.“<sup>200</sup>

Sie schreibt, dass innerhalb eines von Rassismus und Fremdbestimmung geprägten wissenschaftlichen Betriebs die Referenzen, Belege, Materialien, Archive die von ungleicher Machtverteilung geprägte Geografie desselben widerspiegeln würden: „The reference notes are like map legends and cartographic keys that further explain how we read the plot, the cartogram, the borders, the diagrammatic data.“<sup>201</sup> Ich komme auf den eindringlichen Satz „The nonworld produces a lesson that cannot be contained in the main text“ zurück. McKittrick verwendet diesen Satz noch an einer anderen Stelle, an der sie auch eine Fußnote einfügt. Diese handelt davon, dass Frantz Fanon sich in seinen Fußnoten in Gespräche mit imaginierten Opponent:innen begeben und intimere, persönlichere Einsichten als im Haupttext preisgeben würde.<sup>202</sup> So gesehen liefern seine Fußnoten eine Lektion, die nicht im Haupttext enthalten ist. Ich erzähle davon, weil ich den Ausdruck im zitierten Satz metaphorisch verstand – *main text* im Sinne von Haupttext, Haupttexte,

199 Vgl.: Smith / Katz, *Grounding Metaphor. Towards a spatialized politics*, 1993: 68.

200 McKittrick, *Dear Science and Other Stories*, 2021: 33.

Kanon, Hegemonie<sup>203</sup> – und ich nachprüfen wollte, wie sehr diese Ebene bei McKittrick eingeplant war (die Beschäftigung mit Metaphern führt / verführt dazu, überall Metaphern zu finden / erfinden). Nichtsdestotrotz finde ich, dass „Haupttexte“ eine funktionierende Beschreibung sein kann für Stimmen, die mit Macht und Deutungshoheit ausgestattet sind.

Die Schriftstellerin M. NourbeSe Philip arbeitet für ihr Langgedicht *ZONG! As told to the author by Setaey Adamu Boateng* mit dem, was sich als „Haupttext“ im Sinne von Material eines hegemonialen, kolonialen Wissenssystems beschreiben ließe: einem Gesetzestext. Das britische Sklavenschiff *Zong* (eigentlich niederländisch *Zorg*, für Sorgfalt), kam im November 1781 auf dem Weg von Westafrika nach Amerika (*Middle Passage*) vom Kurs ab, woraufhin der Kapitän über 130 Sklav:innen über Bord werfen ließ. Die Schiffseigentümer:innen versuchten nach der Überfahrt bei der Versicherung Anspruch für den „Verlust der Ladung“ geltend zu machen. Das Schriftenkonvolut dieser Gerichtsverhandlung, die Protokolle der Crew über die Morde, bekannt unter dem Fallnamen *Gregson v. Gilbert*, nimmt Philip als Ausgangspunkt für ihre Lyrik.<sup>204</sup>

„The basic tool in the study of law is case analysis. This process requires a careful sifting of the reported case to find the kernel of the legal principle at the heart of the decision – the *ratio decidendi* or simply the *ratio*. Having isolated that, all other opinion becomes *obiter dicta*, informally referred to as *dicta*. Which is what the Africans on board the *Zong* become – *dicta*, footnotes, related to, but not, the *ratio*.“<sup>205</sup>

201 Ebd. Ich gehe nicht näher darauf ein, aber es könnte interessant sein, den Verbindungen in der Geschichte von Buchdruck und Imperialismus nachzugehen. Inwiefern ist die Drucktechnik als „Überlegenheit des Westens“ (Schüttpelz' Text zu Latour) instrumentalisiert worden? Johns: „(...) the very essence of print, supposedly, is that it enables human beings to transcend their immediate circumstances and communicate reliably with others in different times and places.“ *Supposedly* – angeblich. Offen bleibt, wann gedruckter Text für wen und wo *verlässlich* bzw. überhaupt zugänglich ist und inwiefern er Verhältnisse nicht auflöst, sondern festigt. Johns, *The Nature of the Book. Print and Knowledge in the Making*, 1998: 40.

202 Ebd.: 19, Fußnote 19.

203 Mein Verständnis vom Begriff Hegemonie ist geprägt von Stuart Hall und Sekundärliteratur über Antonio Gramsci. Siehe: Hall, *Ausgewählte Schriften 1-5*, 2014; Bellermann, *Gramscis politisches Denken*, 2021. Johannes Bellermann bemerkt, dass Gramsci öfter zitiert als gelesen wird und begründet es u.a. damit, dass dessen Werk durch politische Arbeit und Inhaftierung größtenteils in Form von Artikeln und Notizen erhalten sei; ein fragmentarisches Konvolut. Für die Bemerkung spricht auch, dass das Zitat „Die alte Welt liegt im Sterben, die neue ist noch nicht geboren. Es ist die Zeit der Monster“ oft Gramsci zugesprochen wird, obwohl es eine lose Übersetzung des Philosophen Slavoj Žižeks ist.

204 Philip, *ZONG!*, 2008: 189.

205 Ebd.: 199.

Im juristischen Sprachgebrauch bezeichnet die lateinische Formel *ratio decidendi* den Entscheidungsgrund und *obiter dictum* das nebenbei Gesagte. Das nebenbei Gesagte hat für die Gerichtsentscheidung kein tragendes Gewicht. Philip, ausgebildete Juristin, macht deutlich, dass die Afrikaner:innen an Board der *Zong* im Verhandlungsprozess vom Entscheidenden zum Beiläufigen degradiert, außerhalb des Gesetzes positioniert, entmenschlicht und zu metaphorischen Fußnoten gemacht werden. Für *ZONG!* arbeitet Philip ausschließlich mit dem Wortmaterial aus dem Gerichtsakt *Gregson v. Gilbert*. Sie legt eine Art Wörterbuch, ein Glossar<sup>206</sup> an, das in thematische Gruppen unterteilt ist. In weiteren Arbeitsschritten zerlegt sie die Wörter und nimmt sie bis in kleinste Einheiten (Buchstaben) auseinander. Sie interessiert, woraus sie bestehen, sie ist der Sprache der Akten, der englischen Sprache gegenüber misstrauisch. Dann fügt sie Silben, Phrasen, Wortteile neu zusammen, der ursprünglichen Bedeutung entrückt. Das Gedicht *Zong! #1*<sup>207</sup> besteht beispielsweise aus über die Seite verteilten Buchstaben und Buchstabengruppen. Es wirkt beinahe so, als hätte die Autorin eine Hand voller Buchstaben auf das Blatt fallen lassen, doch bei näherem Hinsehen sind einzelne Wörter angedeutet und die Wortgrüppchen werden zu Wellen oder, in anderen Gedichten, zu Listen, Kolumnen, Blöcken, grafischen Formationen. Am unteren Seitenrand von *Zong! #1* befindet sich eine dünne Linie, darunter Namen. Fußnoten.

*ZONG!* kreist um die Frage, wie eine Auseinandersetzung mit kolonialen Dokumenten möglich sein kann, ohne die erfahrene Gewalt und Entmenschlichung, die in ihnen steckt, zu reproduzieren. Philip erzählt von etwas, das erzählt werden muss, aber nicht erzählt werden kann – im Sinne eines prosaischen, vollständigen, linearen Wiedergebens von Informationen. „I begin reading a novel about it, but am uncomfortable“, berichtet Philip. „A Novel requires too much telling (...) and this story must be told by not telling“. Nur in Form eines Nicht-Erzählens könne von den Geschehnissen auf der *Zong* erzählt werden: „only in not-telling can the story be told; only in the space where it’s not told – literally in the margins of the text, a sort of negative space, a space not so much of non-meaning as anti-meaning.“<sup>208</sup> Fußnoten können ein Weg sein, um Möglichkeiten des Erzählens zu erweitern. Sie können partielle, fragmentarische, gebrochene, chorische Erzählweisen stützen. Oder, hinsichtlich ihrer Funktion zu *belegen*, könnten sie auch ein Ort der Anerkennung, der Validierung sein. In Notizen zu ihrem Arbeitsprozess gibt Philip preis:

„*The Africans on board the Zong must be named. They will be ghostly footnotes floating below the text – ‘under water . . . a place of consequence’*“

206 Ebd.: 183.

207 Ebd.: 3.

208 Ebd.: 201. Die Autorin Saidiya Hartman fragt: „Can we, as NourbeSe Philip suggests, ‘conjur[e] something new from the absence of Africans as humans that is at the heart of the text’? And if so, what are the lineaments of this new narrative?“ Hartman, *Venus in Two Acts*. Cassandra, 2008: 15. Hartman, Philip und McKittrick verweisen an mehreren Stellen aufeinander. Die Technik des Aufeinander-Verweisens ist ein wichtiger Aspekt in McKittricks Verständnis von einem Schwarzen wissenschaftlichen (aber auch poetischen) Schreiben.

*Idea at heart of the footnotes in general is acknowledgement – someone else was here before – in Zong! footnote equals the footprint.*

*Footprints of the African on board the Zong.*<sup>209</sup>

Doch was meint Philip damit, wenn sie die Ränder von Text als negativen Raum, einen Raum der Anti-Bedeutung bezeichnet? Nämlich nicht *Nicht*-Bedeutung, sondern Anti-Bedeutung? Gibt es eine Analogie zu Glissants Begriff der „Nichtwelt“? Ist der negative Raum so etwas wie eine Negativform von dem, was Smith und Katz „absoluten Raum“ nennen?

Vielleicht könnte man mit den Erzähl- und Funktionsweisen, die Philip und McKittrick im Umgang mit Fußnoten finden, diese auch als Ort für eine Art von Gegenerzählung<sup>210</sup> denken. Als eine – wenn auch fragmentarische – Erzählung, die nicht im Haupttext enthalten sein kann, aber in den Fußnoten, „a lesson that cannot be contained in the main text“. Eine solche Erzählweise fordert auch die Leser:innen heraus. Indem Philip das Wortmaterial aus dem Gerichtsakt zerlegt und die daraus entstehenden Textpartikel, gebrochenen Wortbedeutungen, Silben, Laute in Form polyphoner (Satz-)Splitter neu anordnet, forciert sie eine Re-Lektüre, in der vorgegebene Bahnen fehlen: „the text forces you (...) to read differently.“<sup>211</sup> Auch das Wiedergeben bzw. Zitieren eines solchen Texts gestaltet sich als schwierig, fast als widerstrebte es ihm, aus seinem Kontext herausgelöst zu werden, sich in einen Fließtext, in ein stringentes Narrativ eingliedern zu lassen.

Schließlich bringt die Arbeit mit dem Klang des Wortmaterials und Philips Gedanke, dass die Fußnote einem Fußabdruck<sup>212</sup> entspricht, eine Körperlichkeit, eine ganz konkrete körperliche Existenz in die Diskussion zurück; auch eine Spur, die gelesen werden kann, eine Spurensuche.

209 Ebd.: 200. Ich habe die originale Kursivsetzung beibehalten, da es sich um in den Fließtext eingebaute Arbeitsnotizen der Autorin handelt.

210 Siehe auch: Keene, *Counternarratives*, 2015. Der Autor John Keene nimmt historische und fiktionale Figuren, Erzählungen, Dokumente, Protokolle der letzten Jahrhunderte und überschreibt sie mit neuen Perspektiven der Vergangenheit. In der Kurzgeschichte *Rivers* erzählt er so die Geschichte von Jim Watson aus Mark Twains Büchern neu.

211 Philip, *ZONG!*, 2008: 205.

212 Obwohl naheliegend, war der Vergleich für mich überraschend. Ich vermute, weil der Begriff des Fußabdrucks stark von Diskussionen um Nachhaltigkeit geprägt ist – speziell durch das Konzept des ökologischen Fußabdrucks von Wackernagel und Rees. Ohne näher auf dieses Konzept eingehen zu wollen, denke ich an Wissenschaftler:innen, die ihre Literatur- und Quellenverzeichnisse online zur Verfügung stellen, um Papier zu sparen.

## IV.III Zitiertwerden? Verhältnisse der Wissensproduktion

Im zweiten Kapitel formulierte ich, dass ich noch darauf zurückkommen würde, inwiefern „Schreiben und Publizieren oder eben Nichtschreiben, Nichtpublizieren und Nichtarchivieren mit historisch gewachsenen Machtstrukturen verbunden sind.“<sup>213</sup> Ich denke, dass einige Antworten (oder noch mehr Fragen) im vorigen Abschnitt gefunden werden können. Es ist mir aber auch wichtig, zumindest kurz Fragen zu Klasse und Bildung aufzugreifen. Ich verstehe diese keineswegs als losgelöst oder separiert von Rassismus, Kolonialismus, Sexismus etc., im Gegenteil, vielmehr eng damit verwoben. Eine explizite kurze Erwähnung ist es mir dennoch wert. Wie gestalten sich die Verhältnisse von Wissensproduktion? Ökonomische Bedingungen sind für das Schreiben, Lesen, Recherchieren, Zitieren und Nachdenken unbedingt mitbestimmend. Wer hat freien Hochschulzugang und entscheidet sich zu einem Studium? Laut des Berichts zur sozialen Lage der Studierenden des Bundesministeriums für Bildung, Wissenschaft und Forschung von 2020 nehmen zum Beispiel Studierende, deren Eltern ein niedrigeres Bildungsniveau haben, immer noch nicht nur seltener, sondern tendenziell auch später im Leben ein Studium auf.<sup>214</sup> Welches Wissen gelangt auf eine Universität und wer oder was ist dort zitierbar? Für wen sind Fußnoten abschreckend? Wie formt die Institution, wie formen Konventionen des wissenschaftlichen Arbeitens und Schreibens Wissensweisen? Die beiden Medienwissenschaftler:innen Gramlich und Haas stellen fest, dass sich ein Klassenwechsel „auch durch das Nachahmen eines akademisch-bürgerlichen Denk- und Schreibhabitus mit seinen stark institutionalisierten Regeln und seiner normalisierten Sprache“<sup>215</sup> vollzieht. Die Fußnote als Teil des akademischen Regelwerks ist hier definitiv mitzudenken. Und vielleicht gibt es auch Wissen, das auf einer Universität auch nicht gut aufgehoben wäre, zum Beispiel weil Anonymität nicht bewahrt oder gegen ein Gesetz gehandelt werden würde?

213 Gramlich / Haas, *Situiertes Schreiben mit Haraway, Cixous und grauen Quellen*, 2019: 40.

214 Bericht des BMBWF zur sozialen Lage der Studierenden 2020: 46. Oder: Studierenden-Sozialerhebung 2019 des IHS. Interessant sind hier z.B. die statistischen Grafiken zu Studium und Erwerbstätigkeit (Seite 12) und sozialer Herkunft (Seite 6). Die Studienaufnahmewahrscheinlichkeit wird nach der Bildung des Vaters abgebildet, für die Bildung der Mutter gibt es trotz erhobener Daten keine Grafik (!). Weiterführende Literatur z.B.: Aumair / Theißl, *Klassenreise*, 2020. Oder spezieller zu Klassismus und Schreiben: Amlinger, *Schreiben*, 2021; Cruz, *The Melancholia of Class*, 2021.

215 Gramlich / Haas, *Situiertes Schreiben mit Haraway, Cixous und grauen Quellen*, 2019: 41.

## V SCHREIBEN / POETIK DES ABSCHWEIFENS

Dieses letzte Kapitel handelt von literarischen Strategien des Verweisens und Anmerkens, vom Schreiben von, über, mit Fußnoten in der Literatur. Ich stelle dafür – zusätzlich zu Mathias Kropfitschs *Materialflussrechnung* und M. NourbeSe Philips *ZONG!* – vier zeitgenössische Schriftsteller:innen und Arbeitsweisen vor: Stefan-Manuel Eggenwebers *Operationen*, Monika Rincks *Begriffsstudio*, Uljana Wolfs *fuss notes* und Gedichte von Zoe Darsee. Die vorgestellten Texte können als Kurzprosa, Essay, Lyrik und experimentelle Textformen bezeichnet werden. Sie fallen auf, weil sie in ihrer Funktionsweise bemerkenswerte Bezüge zu Fußnoten und ihren Aufgaben herstellen, unabhängig davon, ob sie selbst andere Konzepte des Verweisens umsetzen. Die Texte werfen spannende Fragen über das Verweisen und Anmerken, über den Diskurs von Fußnoten auf, weil sie sich von der strengen Form, den Regeln und Konventionen entfernen – dadurch kann es (nur) auf den ersten Blick womöglich so wirken, als hätten sie nicht viel mit ihnen zu tun.

Ein Grund, warum ich nicht näher auf die Romanform eingehe, ist, dass sie zum einen eng mit der klassischen Buchform und damit der klassischen grafischen Setzung von Fließtext verbunden ist, was für viele Überlegungen nicht sehr ergiebig ist; und zum anderen ist sie bereits häufiger und beliebter Untersuchungsgegenstand (siehe Genette). Mich interessieren nicht die längsten, die meisten, die kuriosesten Einsätze von Fußnoten, sondern Schreibweisen und -strategien, die Aspekte und Möglichkeiten von Autor:innenschaft, Intertextualität, Vielstimmigkeit, Netzartigkeit, partiellem, brüchigem Erzählen austesten. Mich interessieren Texte, die das Funktionieren von Belegen reflektieren, die fragen, was chorisches, kollektives oder referenzielles Schreiben bedeutet, die das gedankliche Abschweifen begünstigen und beabsichtigen, die Genre Grenzen wenig beachten, die sich nach den Orten des Verweisens wundern, die queer-feministische Stimmen miteinbeziehen, die den Vorgang des Lesens mitdenken, die den metaphorischen Textkörper thematisieren.

Anknüpfungspunkte gibt es an alle bisherigen Kapitel. Wieder die mittelalterlichen Schreib- und Lese Strategien (Stichworte: Einverleibungen, Stückelungen, Verwirrungen, Zeichnungen), die dem Erlernen vom linearen Lesen-Schreiben vorausgehen; auch das laute Lesen. Zudem wird die Verschränkung der Funktionen der Fußnote im wissenschaftlichen Arbeiten / Schreiben mit künstlerischen Techniken aktuell und knüpft damit im Grunde an die Arbeitsweisen von McKittrick und Philip an. Sie beide erweitern bzw. fügen mit ihren Praktiken des Aufeinander-Verweisens etablierten (wissenschaftlichen) Konventionen neue Aspekte um Wissensweisen hinzu.<sup>216</sup> Wieso aber bedienen sich literarische Texte dem Werkzeug der Fußnote? Fällt es ihnen leichter mit der Form zu experimentieren, wenn Faktoren wie Nachprüfbarkeit in den Hintergrund

216 Siehe Kapitel II: Zitieren ist ein performativer Akt. Mit dem Zitieren gibt man Körpern, Stimmen und Ideen Gehör und Raum, die man des Dialogs und der Aufmerksamkeit als wichtig erachtet. Das Aufeinander-Verweisen steht in Bezug zu Machtverteilungen und hierarchischen Verhältnissen. Vgl.: Cockayne / Mott, Citation matters: mobilizing the politics of citation toward a practice of ‚conscientious engagement‘, 2017.

rücken? Was ist spannend an der wissenschaftlich markierten Form der Fußnote? Das Spiel von wissen, nicht wissen und nicht preisgeben?

Abzuschweifen bedeutet, so der Duden, den eingeschlagenen Weg zumindest vorübergehend zu verlassen, in Gedanken von einem Ziel oder einem Thema abzukommen.<sup>217</sup> Die Wortdefinition beinhaltet, dass es immer etwas gibt, von dem man abschweift; so etwas wie eine Hauptsache (Weg, Ziel, Thema), vergleichbar einem Haupttext. Dieses Abhängigkeitsverhältnis ist ähnlich zu jenem der Anmerkung, gleichzeitig ist das Abschweifen beweglicher: es beschreibt eine Bewegung, einen Vorgang, einen sich zeitlich und räumlich erstreckenden Prozess.

Die *Poetik des Abschweifens* betont die Fußnote als Verzweigung eines Texts, mit der man genau das tun kann: den Haupttext vorübergehend oder auf unbestimmte Dauer verlassen, vom Thema abkommen oder Aspekte davon weiterspinnen. Das Spannungsverhältnis zwischen Abschweifen und der Aufgabe der möglichst genauen Beschreibung der Informationsbeschaffung (woher weiß ich, was ich weiß), die mit der Fußnote diskursiv verbunden ist, macht vielleicht gerade auch den Reiz aus, mit ihr zu arbeiten. Dieser changierende Moment zwischen Exaktheit und Drift ist nicht vollends auflösbar und spiegelt sich im Titel dieser Arbeit wieder: *Diskurse der Wissenschaftlichkeit* und: *Poetik des Abschweifens*. Letzteres betont auch die Wichtigkeit der Beispiele aus aktueller Literatur für die Themenfindung und im Prozess des Nachdenkens, der Recherche, der Schreibarbeit. Gedanken zum *Abschweifen* entwickelten sich für mich dezidiert aus diesem literarischem Kontext heraus.<sup>218</sup>

Was ich *Poetik des Abschweifens* nenne, fasst das gedankliche Abschweifen (beim Lesen und Schreiben) nicht als mangelnde Aufmerksamkeit auf, sondern als Lust an Details, als Lust an der (Haupt-)Erzählung abzuzweigen und als Lust, Gedanken ohne kapitalistischem Zeit-, Leistungs- und Verwertungsdruck nachzuhängen.

217 Duden, abschweifen.

218 Das bringt mit sich, dass andere interessante Fragestellungen außerhalb dieses gesetzten literarischen Rahmens offen bleiben. Zwar denke ich nicht-lineare Schreib- und Lesegewohnheiten, wie sie beispielsweise durch digitale Medien und Social Media geübt werden, indirekt, in verarbeiteter literarischer Form mit, gehe aber trotzdem nicht näher darauf ein. Es wäre auch spannend, dem *Abschweifen* als Arbeitsweise und ästhetischem Gestaltungsprinzip in anderen Kunstformen nachzugehen, siehe Fußnote 168. Zur näheren Untersuchung von Lesen und Social Media könnte der Begriff des *Social Reading* interessant sein, siehe: Amlinger, Schreiben, 2021: 309f.

V.I Stefan-Manuel Eggenwebers *Operationen* (und Genettes Beule)

Der Literaturwissenschaftler Genette nimmt sich in seiner Abhandlung *Paratexte* eines textkörperlichen Leidens an: der Anmerkungsbeule.

„Zumindest vom Standpunkt einer klassizistisch angehauchten Diskursästhetik bestehen die evidenten Einbußen darin, daß eine in den Text integrierte Abschweifung darin eine unansehnliche oder gar Verwirrung stiftende Beule bilden könnte.“<sup>219</sup>

Der Autor, der sich mit dieser Aussage auf „diskursive Texte“ wie geschichtliche Werke und Essays bezieht, argumentiert gegen die Eingliederung der Anmerkung in den Fließtext und gibt zu: manchmal sind Anmerkungen durchaus sinnvoll. Obwohl er mit Kritik an ihnen nicht spart, formuliert er auch ihre Vorteile: sie sorgen für Nuancierung, Vielschichtigkeit, Tiefenwirkung und mildern die „mitunter unliebsame Linearität des Diskurses“. Insofern versteht er die *Originalanmerkung* (also die Anmerkung der Autor:in selbst, wohlgemerkt) als einen „lokalen Umweg oder eine momentane Verzweigung“ des Textes und weniger als einen Paratext; allerdings begründet er das mit der Bewahrung einer Kontinuität und Homogenität des diskursiven Texts.<sup>220</sup>

Ich lenke die Aufmerksamkeit auf die Ausbuchtung, die Schwellung, die er beim Schreiben vermeiden möchte. Das metaphorische Bild der Beule evoziert einen flachen Schreibuntergrund, auf der Text geradlinig angeordnet wird und wodurch Annahmen einer bestimmten Schriftlichkeit vermittelt werden (siehe Kapitel II). Die Frage, ob die Anmerkung in den Fließtext eingeflochten werden soll, ist in erster Linie auf die Perspektive des Schreibens gerichtet. Aber verwirrend ist die Textbeule hauptsächlich für die Leser:innen, auch wenn der Autor sie nicht dezidiert erwähnt. Während *unansehnlich* auf den Schreibstil abzielt, lässt *verwirrend* an einen Lesevorgang denken, der ins Stocken gerät. Ein längerer Text, der ohne Unterbrechungen von einer Zeile zur nächsten führt, wird als Fließtext bezeichnet. Aus typografischer Sicht begünstigt er einen „ungestörten“ Lesefluss.<sup>221</sup> Die Beule steht dem als unangenehme Ausstülpung und Verkörperung der Nicht-Linearität des Erzählens entgegen. Die Anmerkung, die Fußnote (die Beule), aus dem Fließtext ausgelagert, sorgt für flüssiges Lesen. Sie bewahrt den Lesefluss. Die pathologischen Konnotationen, die schon in Kapitel II mitschwingen, lassen Genettes Wortwahl ins Absurde kippen: „ein gewisses Unbehagen bei ihrer Behandlung.“ Um schmerzhafte Druckstellen zu verhindern, sollten die Beulen geöffnet werden. Das Skalpell bitte.

Operiert wird in Stefan-Manuel Eggenwebers Text auf mehreren Ebenen. Konkret am Körper, am Textkörper, an der Sprache. Es ist ein regelrechter Rechtschreib-Splatter, ein queerer Sprach-Cyborg-Horror für den Duden und *dudes*:

219 Genette, *Paratexte*, 2001: 312.

220 Ebd., 312f.

221 Vgl.: Forssman / Willberg, *Lesetypografie*, 2010: 17.

„WonderCripWoman: seine unterarme haben jetzt saugnäpfe plus hat blitzneue lunge mit mega kapazität. kann ganz unsilbrig acht tage unter wasser überleben, dammt! also mach dir keine köpfe, gibt härtere schicksale. mach lieber nen gucker nach container für alte lunge.“<sup>222</sup>

*Operationen* wurde 2019 in der Literaturzeitschrift *Edit* als Auszug aus einem Roman veröffentlicht. Die Erwartungen, die die Genrebezeichnung „Roman“, die dialogische Form<sup>223</sup> und die Fuß- und Endnoten auslösen, fließen in die Lesehaltung ein. Schon nach ein paar Absätzen entrollen sich Fragen nach der Reihenfolge, dem Wie-und-Wann des Lesens der Fuß- und Endnoten. Hier sofort lesen oder später? Hin- und herblättern oder nicht? *Operationen* verlangt nach mehrmaligem Lesen. Es ist eine gewisse Anstrengung, alles, was am Blatt liegt, zu fassen. Es fühlt sich an, als wären Textteile entfernt oder an anderen Orten angestückelt worden. Erst allmählich weicht die Leseanstrengung einem Wahrnehmen von Details. Ich selbst nahm die Lesegewohnheit an mir wahr, immer wieder von dem, was Genette einen „lokalen Umweg“ und eine „momentane Verzweigung“ nennt, zum Haupttext zurückkehren und die Informationen mit diesem abgleichen zu wollen. Die Formulierung des „lokalen Umwegs“ und der „momentanen“, das heißt: nicht andauernden „Verzweigung“ impliziert, dass die Anmerkung immer wieder zum Haupttext zurückkehren muss; sie ist räumlich wie zeitlich begrenzt und kann daher nie zu einer eigenen Geschichte auslaufen oder versanden. Die Gewohnheit, immer wieder zum Haupttext zurückzukehren, spiegelt auch die hierarchischen Verhältnisse zwischen Haupt- und Beibtext wieder und führt zur Frage, wie sehr Abschweifen im Sinne der Effizienz „erlaubt“ ist.

Eggenwebers Informationen in den Fußnoten sind (zumindest für mich) nicht entschlüsselbar. Sie stellen weniger Sachverhalte klar, als dass sie (vielleicht nur manche) Leser:innen vor weitere Fragen stellen: wofür stehen die Abkürzungen, die Formeln? Ähnliches passiert im Text. Wo man eine Ergänzung, eine Erklärung gebraucht hätte, bleiben die Unsicherheiten bestehen. Handelt es sich um Codes?

„Martha 7254: (...) was mir noch mehr angst macht, als von M überfahren zu werden? vorstellung, von jemandem vor M gestoßen zu werden. Mein potentiell mörderi [iv] kann theoretisch jeden moment hinter mir stehen, vorbeigehend handeln oder auch ganze zeit unverdächtig und in smart-thing konzentriert neben mir gestanden haben.“<sup>224</sup> (Seite 215)

„[iv] Die Endung auf -i ist eine geschlechtsneutrale Wortendung, die im Jahr -3njb in den dude [a, b] aufgenommen wurde.

[a] Der verzweifelte Versuch einer Neubenennung des guten alten Dudens.

222 Eggenweber, *Operationen*, 2019: 218.

223 Die dialogische Form ist hier nicht unbedingt eine klassisch theatral-dramatische, sondern erinnert eher an Chats, Online-Foren, Gaming etc.

224 Ebd., 215.

[b] Bis in die -40er-Jahre njb bestenfalls schrullige, kaum verwendete Bezeichnung, die, ursprünglich vorwiegend für Cis-Männer angewandt, ähnlich wie das Wort ‚Kumpel‘ (heute: ‚Kumpels‘) durch feministische Bewegungen, insbesondere unter Post-Machos, umgewertet und bald nicht nur unter jungen Menschen große Verbreitung im deutschen Sprachraum erfahren hat.“<sup>225</sup> (Seite 225)

Eggenwebers Umgang mit Fuß- und Endnoten durchkreuzt ihre Aufgabe im wissenschaftlichen Schreiben und Arbeiten, wo sie die Herkunft von Informationen nachvollziehbar machen. Eine solch durchgehende *Transparenz* ist vermutlich gar nicht gewollt. Trotzdem der Hinweis: hier gibt es bestimmtes Wissen. Auch das Endnoten-Glossar<sup>226</sup> des allwissenden Bill löst nicht alle Fragezeichen auf, sondern beruft sich auf ein Wissen, das den Leser:innen nicht erschlossen ist.

## V.II Monika Rincks *Begriffsstudio*

Monika Rincks *Begriffsstudio* ist eine seit 1996 wachsende Sammlung von bisher über 5000 chronologisch durchnummerierten „Begriffen“, die auf der gleichnamigen Website zugänglich sind. Teile der listenförmigen Sammlung wurden in Buchform gedruckt; zusätzlich gibt es die Möglichkeit für Leser:innen das *Begriffsstudio* ab der laufenden Nummer per Email (zuvor per Post) zu abonnieren. Rincks Studio arbeitet mit

„Kommentaren, haltbaren und unhaltbaren Definitionen, Kontexten und Auswilderungen, vielen liebevollen Widmungen, etwas Hohn und leisem Spott, mit etlichen auf dem Weg dorthin verlorenen Notizen, Übersetzungen und Einbettungen, flüchtigen Gedichten, Wiederholungen, knappen Essays, sehr shorten stories, einer Handvoll holpriger Witze und dergleichen und ungleichen mehr.“<sup>227</sup>

In ihrer Lesung zum 25-jährigen Bestehen des Projekts in Wien 2022<sup>228</sup> sagte die Schriftstellerin, dass die gesammelten Satzfragmente (die Begriffe sind zum Großteil grammatikalisch unvollständige Sätze) nicht ihr oder dem *Begriffsstudio* gehören, sie nicht unter Copyright stünden. Meist übernehme sie Fragmente aus Essays, Prosa, erzählenden Texten anderer (mit Ausnahme von Lyrik) und arbeite mit ihnen, vergleichbar einem Lektüretagebuch. Sie verknüpft das gefundene Material miteinander, übersetzt es, spinnt es weiter oder belässt es, wie es ist. Viele

225 Ebd.: 225.

226 Ist das Anlegen eines eigenen Glossars und Vokabulars, das Umarbeiten von Pronomen und Wortendungen eine queer-feministische poetologische Praxis? Mit den Texten der Schriftstellerin Monique Wittig ließe sich beispielsweise eine Begründung einer solchen Praxis ausmachen. Durch das Umformen von grammatikalischen Regelmäßigkeiten wird das (Fest-)Geschriebene einem Zustand der Beweglichkeit ausgesetzt. Siehe Fußnote 182.

227 Rinck, *Begriffsstudio*.

228 Monika Rinck: 25 Jahre *Begriffsstudio*. Performative Lesung am 17.1.2022 in der Alten Schmiede Wien.

der Begriffe sind zuvor auch nicht Text – im Sinne von: abgedruckt, verschriftlicht – , sondern stammen aus Gesprächen, Diskussionen, Vorschlägen etc. Die Nummerngabe und Reihenfolge, so Rinck, folge dabei ausschließlich dem Zeitpunkt des Findens.<sup>229</sup>

Das Begriffsstudio bietet mehrere Anknüpfungspunkte im Nachdenken über Fußnoten an. Wie wird das Begriffsstudio gelesen? Ein chronologisches Lesen einer Liste, die laufend ergänzt wird, ist im Grunde nicht möglich, daher muss das Lesen ein sprunghaftes, stückhaftes, stöberndes, nicht-lineares sein. Abgesehen von der zugewiesenen Zahl, die einen Begriff wieder auffindbar macht an einem Ort, der nur beschränkten Platz bietet, wäre da auch der Impuls des Sammels und Dokumentierens: gleich einem Notizbuch, Lektüretagebuch, einer Notiz-App oder einem Glossar, in dem angehäuft wird, was man des Aufhebens / Wissens als wichtig befunden, kommentiert oder in der Lektüre markiert hat.

Indem Monika Rinck Satzteile aus Texten anderer Autor:innen entnimmt, aus Gesprächen schöpft oder Vorschläge mit einbezieht; indem es kein Copyright auf die Begriffe des Studios gibt, wird die Zuordnung zu eindeutigen Autor:innenschaften vielerorts enthebelt. Allerdings ist es trotzdem kein kollektives Schreiben im *engen* Sinn, da Rincks Funktion der Kuratorin / Künstlerin, die den Prozess des Sammels, Auswählens und Präsentierens innehat, erhalten bleibt. An diesem Punkt läuft das Begriffsstudio als literarisch-künstlerisches Projekt – ebenso wie die *Operationen* – in gewisser Weise einer Aufgabe der wissenschaftlichen Fußnote zuwider, nämlich jener des exakten Belegens und Zitierens. Aber: ab wann ist eine Aussage ein Zitat? Wo verlaufen (oder: verschwimmen) die Grenzen zwischen einem Zitat, einem Gedanken, einer Paraphrase? Ab wann ist eine Aussage so weit weg von einem Zitat, dass sie etwas eigenes Gedachtes ist? Wie kann Gesprochenes (aus dem Gedächtnis) zitiert werden? Der in der Literatur- und Kulturtheorie geprägte Begriff der Intertextualität beschreibt, dass kein Text ohne Bezug zur Gesamtheit aller Texte denkbar ist. Die Literaturwissenschaftlerin Julia Kristeva argumentiert in Bezug auf Michail Bachtin: „jeder Text baut sich als Mosaik von Zitaten auf, jeder Text ist Absorption und Transformation eines anderen Textes.“<sup>230</sup> Der Gedanke, dass sich Wissen aus ganz vielen *Texten* (nur verschriftlichten?) und Ideen zusammensetzt, die sich irgendwann im Denken nicht mehr genau auseinanderhalten lassen, könnte den Schluss zulassen, dass es sich um kollektives Schreiben im erweiterten Sinn handelt, oder zumindest um semi-kollektives Schreiben oder Co-Autor:innenschaft.

Im Begriffsstudio sind Sprachschnipsel verschiedener Produzent:innen bewusst collagiert und miteinander in Bezug gesetzt. Rincks Arbeitsmethode und die digitale Form des „Studios“<sup>231</sup> verdeutlichen eine Netzartigkeit, die durch Referenzen / Verweise hergestellt wird. Der Begriff

229 Das Finden von etwas, das man nicht gesucht hat: Serendipität.

230 Kristeva, Bachtin, *das Wort, der Dialog und der Roman*, 1972 [1967]: 358. Kristeva spricht in ihrer Analyse durchgängig von „Räumen“: Text-Raum, intertextueller Raum, Sphären, Verräumlichung, vertikalen Ebenen, Achsen usw. Es wäre spannend, den hier kurz gestreiften Intertextualitätsbegriff hinsichtlich *spatial metaphors* zu untersuchen, siehe Kapitel IV.

„3201 die Abdrift des Gesprächsboots“ ist zum Beispiel verlinkt, er verweist auf die Nummern 32, 57, 162, 222, 239, 248, 265, 286,404<sup>232</sup>, 439, 457, 539, 571, 593, 629, 689, 714, 738, 774, 797, 888, 893, 912, 939, 984, 1000, (...), 5309. Sie alle sind ergänzt durch längere Kommentare, weitere Referenzen, Quellenangaben (Fußnoten?). Der ergänzende Kommentar zum (bis dato<sup>233</sup>) aktuellsten Begriff „5309 the truth of four disco biscuits“ beinhaltet ein Zitat und ist mit einer online publizierten Buchrezension verlinkt.

Ich nehme an dieser Stelle wieder einen Umweg über Genette: dieser reflektiert über textliche „Weggabelungen“ und zitiert an einer Stelle über fiktionale Anmerkungen<sup>234</sup> den französischen Schriftsteller Paul Valéry, der schreibt:

„Vielleicht wäre es interessant, *einmal* ein Werk zu schreiben, das bei jedem seiner Knoten die vielfältigen Möglichkeiten aufzeigen würde, mit denen der Geist konfrontiert ist und unter denen er die einmalige Fortsetzung *wählt*, die dann im Text erfolgt. Damit würde man die Illusion einer eindeutigen, die Wirklichkeit nachahmenden Determination durch die Vorstellung eines *In-jedem-Augenblick-Möglichen* ersetzen, die mir der Wahrheit näher zu kommen scheint.“<sup>235</sup>

Valéry's metaphorischer Knoten stellt Bezüge her zur etymologischen Materialität des Wortes *Text*: Text als Gewebe, Text als Netz. Aber was genau bildet einen Knoten? Er könnte beispielsweise als Verweis, Fußnotenziffer, Absatz, visuelle Irritation, Link, Schlagwort oder erzählerischer Wendepunkt gedacht werden; man könnte argumentieren, dass jede Unterbrechung (durch Knoten?) das gedankliche Abschweifen beim Lesen fördert. Der erste Satz des Zitats lässt mich überlegen, ob sich die Perspektive vom Schreiben zum Lesen und wieder zurück verschieben könnte: wer wählt schlussendlich die Fortsetzung?

Mehrere Autor:innen – oder ein Schreibkollektiv – könnten die Position des einzelnen Geists einnehmen; genauso gut könnten Leser:innen zu Autor:innen werden und Abzweigungen zu einem bestehenden Text hinzufügen, erzählerische Möglichkeiten ausformulieren, die nicht verfolgt wurden, gänzlich neue Ebenen, Figuren, Knotenpunkte etc. imaginieren. Gutes Beispiel hierfür ist *Fan-Fiction*, die meist auf Online-Plattformen oder in Foren geteilt und rezipiert wird. Allerdings ist der Erfolg von kollektivem Weiterschreiben mehrerer Autor:innen an einer Geschichte aufgrund einer strengen Copyright-Policy in vielen Fällen unerwünscht.

231 Mit der Bezeichnung „Studio“ (auch Atelier; Arbeitsraum von Künstler:innen) gibt es einen weiteren Knotenpunkt zu Metapher, Ort und Räumlichkeit.

232 Error 404. Siehe auch Fußnote 240.

233 Am 15.2.2023.

234 Nach Genette sind dies Anmerkungen in fiktionaler Literatur ohne historische Grundlage, die eine momentane Verzweigung der Erzählung übernehmen.

235 Paul Valéry zit. n.: Genette, Paratexte, 2001: 320. Hervorhebungen im Original.

„nachdem ich über netze das wichtigste lernte, dass sie nämlich sich weiten“.<sup>236</sup>

Die Vorstellung eines „In-jedem-Augenblick-Möglichen“ beinhaltet die theoretische Unbegrenztheit des Abzweigens, aber gleichzeitig die Begrenztheit des situierten Denkens (und die eigene Verortung in der Welt, nach Said<sup>237</sup>). Dennoch scheint die Unbegrenztheit des Abzweigens<sup>238</sup> heute zumindest greifbarer als zu Lebzeiten Valéry's: Knoten – Gelenk – *Link*.<sup>239</sup>

### V.III Uljana Wolfs *fuss notes*

Verweiszeichen stellen Verbindungen über die räumliche Distanz sicher. Die Leser:innen vertrauen und nehmen an, dass immer die richtigen Stellen miteinander verbunden sind. Führen die Zeichen in eine Sackgasse<sup>240</sup>, werden sie womöglich zu „fuss notes“<sup>241</sup>, wie die Schriftstellerin und Übersetzerin Uljana Wolf sie nennt, und stiften Verwirrung.

In Wolfs Essay *Barbar Blechs Ursprech* (verfasst 2017 und 2022 bei kookbooks veröffentlicht) geht es um homophone Übersetzung und *nursery rhymes* (Wiegen- und Schlaflieder). Homophone Übersetzung bedeutet ein rein klangorientiertes Übersetzen: Wörter mit gleichem oder ähnlichem Klang, aber verschiedener Bedeutung und Schreibweise werden füreinander gefunden.<sup>242</sup> In einigen der im Essay besprochenen Gedichte spielen auch Fußnoten eine Rolle. Sie dienen zur *vermeintlichen* Erklärung von Ungereimtheiten:

236 Aus dem ergänzenden Kommentar zu Rincks Begriff „1899 das rumhelfen der stammgäste“.

237 Siehe Fußnote 72.

238 Hier ist der Begriff *Hypertext* interessant, der die Netz-Metapher dezidiert aufgreift und verarbeitet und in dessen Zusammenhang von „Knoten“, „Netzen“, „Kanten“ und „Maschen“ gesprochen wird. Hypertext ist Text, der auf einem Display bzw. Bildschirm angezeigt wird und durch *hyperlinks* mit anderen Texten verknüpft ist, die von Leser:innen unmittelbar aufgerufen werden können. Gutes Beispiel hierfür ist die Online-Enzyklopädie Wikipedia. Obwohl die Linearität von gedrucktem Text scheinbar aufgebrochen wird, bezieht sich die optische Gestaltung (z.B. User Interface) aber nach wie vor oft auf diesen.

239 Der Verweis ist auf den ersten Blick ein wohlgesinntes Angebot. Wenn das Wort *verweisen* aber in der Bedeutung kippt, wird es zur forschenden Aufforderung woanders hinzugehen. Jemanden eines Ortes zu verweisen heißt auch, dass vermutlich etwas im Argen liegt und der weitere Aufenthalt nicht länger erwünscht ist. Die freiwillige Entscheidung, die nächste Abzweigung zu nehmen, scheint mit dem englischen *link* eher gewährleistet zu sein. Der Link, ein agiles Gelenk?

240 Sorry, page not found :( Der Fehler „404 Not Found / expired URL“ ist der häufigste und bekannteste Fehler im Internet. Der Ursache für die 404-Meldung liegt meist darin, dass Webseiten(-inhalte) entfernt, auf eine andere URL verlegt oder fehlerhaft angelegt wurden.

241 Wolf, Etymologischer Gossip: *Barbar Blechs Ursprech*, 2022: 194.

242 Übrigens eine Technik, die Monika Rinck im Begriffsstudio und darüber hinaus auch gerne verwendet.

„Aufschluss geben selbstverständlich nicht die den Versen beigegebenen Fußnoten. Sie müssen eher als *fuss notes* gelten, als Notizen, die den Aufruhr im Sinn noch verstärken.“<sup>243</sup>

Uljana Wolf übersetzt das Wort Fußnoten – ganz in Manier einer spielerischen homophonen Übersetzungstradition – als „fuss notes“. Das englische *fuss* bezeichnet vielerlei Aufruhr: Rummel, Tamtam, Aufregung, Spektakel, Lärm, Wirbel – und als Verb beschreibt es einen Zustand unruhiger Aktivität oder eine unangemessen große Aufmerksamkeit für kleine Details.<sup>244</sup> „Die Fußnoten variieren das Deutungsspiel um Ursprung, Unsinn, Sinn und Klang in pseudowissenschaftlicher Manier“<sup>245</sup>, so Wolf. Wie schon bei den beiden literarischen Beispielen zuvor kippt die Funktion der wissenschaftlichen Fußnote ins Gegenteil. Sie erklärt nicht, sie ver-klärt. Ein Beispiel des englischen Autors, Übersetzers und Sammlers John Hulme, ausgewählt und zitiert nach Wolf:

„Hop, a hop, a writer  
Veni [1] felt dan[2] sh! right air;  
Felt air in den grab hen,  
Frass[3] hen e'en Dee[4] Raab[5] hen.“

[1] Der Schriftsteller war offensichtlich Julius Caesar.

[2] Kleine Boje.

[3] Larvenexkrement.

[4] Fluß in Cheshire, England.

[5] Fluß in Ungarn.“<sup>246</sup>

Die Fußnoten befinden sich in den Beispielen meist direkt unter den Versen und nicht am Seitenrand. Einige sind auch auf der gegenüberliegenden Seite platziert, wie es bei zweisprachigen Textausgaben oft der Fall ist. Sie werden mit dieser Positionierung viel eher als dem Gedicht zugehörig empfunden.<sup>247</sup> Spannend ist die Frage, ob die Fußnoten im Kontext der homophonen Übersetzung und der ausdrücklich klangbetonten Reime, Wiegen- und Kinderlieder auch viel eher oder sogar dezidiert für das laute Lesen / Vorlesen mitgedacht werden. Eigentlich ist es schwer vorstellbar, dass Uljana Wolfs für Aufruhr sorgende „fuss notes“ nicht laut gelesen werden wollen. Sie suchen den „Lärm“ wortwörtlich. Von onomatopoetischen Ausdrücken, Zungenbrechern und einem gleichmäßigen Stimmrhythmus, der in den Schlaf oder in hypnotische Zustände lullt, lässt sich eine Verbindung herstellen zum lauten Lesen der Geistlichen im Mittelalter. Sie praktizieren durch den Klang der Stimme eine Form der Meditation, im besten Fall wird ein transzendentaler Zustand erreicht.

243 Wolf, *Etymologischer Gossip*: Barbar Blechs Ursprech, 2022: 194.

244 Merriam-Webster, *fuss*.

245 Wolf, *Etymologischer Gossip*: Barbar Blechs Ursprech, 2022: 194.

246 Ebd.: 197. Für genauere Informationen zu John Hulme siehe Seiten 190f.

247 Ebd., 194.

Es ist keine moderne Erscheinung, dass Fußnoten bzw. Anmerkungen absichtlich für Verwirrung sorgen. Die Mediävistin Mariken Teeuwen – um beim Mittelalter zu bleiben – berichtet von Anmerkungen auf Manuskripten, die in ähnlicher Weise funktionieren und dazu tendieren, Sinnzusammenhänge zu verschleiern. „[Annotations] (...) are (...) not only facilitating its reading but perhaps even obscuring it, so as to make the experience of understanding it a bigger effort.“<sup>248</sup> Neben der bewusst spielerischen oder irreführenden Verwendung von Fußnoten / Anmerkungen gibt es auch die ungewollten Irritationen. Genette berichtet: „Es kommt auch vor, daß aufgrund eines Schnitzers in der Druckerei ein ganzer Anmerkungsapparat systematisch versetzt wird.“<sup>249</sup> Die Leser:innen wären in so einem Fall sozusagen mit unzähligen *fuzzy notes* konfrontiert, also undeutlichen, verschwommenen, unscharfen Verweisen. Einem fuzzy Fußnotenverweissystem.

#### V.IV Zoe Darsees Armnoten

Das Gedicht *Doppelonkel oder was tun wegen der Ehefrau* der in Berlin lebenden amerikanischen Lyriker:in Zoe Darsee wurde von Lara Rüter aus dem Englischen ins Deutsche übersetzt und erschien 2022 in der Literaturzeitschrift *Edit*. Das Gedicht zieht sich in unregelmäßiger grafischer Setzung über mehrere Seiten und ist in vier Kapitel gegliedert. Ein Auszug aus Kapitel eins:

„Mein Arm hat eine Fußnote! Ist einfach gewachsen  
ohne zu fragen! Sollte sie abchecken lassen auf Krebs  
Kein Krebs, sagte Arm-Doktorin im Chor mit

Haut-Doktorin, Augen-Doktorin. Es ist eine Fußnote, sangen sie, hurra  
hurra! Ab jetzt sind sie besser dran“<sup>250</sup>

Der zweite Absatz befindet sich etwas eingerückt am unteren Seitenrand, die Mitte der Seite bleibt frei. Auf den weiteren Seiten changieren die Sätze zwischen zusammenhängenden Sinneinheiten, und unterbrochenen Dialogfetzen. Daher gibt es auch keine fixe Versform und grafische Anordnung; die Zeilen wandern, schieben sich durch den Raum der Seiten. Darsee reflektiert über das Schreiben, den Körper und sammelt Wortmaterial von Arztbesuchen. Auch hier finden

248 Teeuwen, *Voices from the Edge*, 2017: 19, Fußnote 21. Vieles bleibt in der Forschung deshalb ungewiss; in einigen Fällen wird das Rätsel gelöst: wenn sich ein ganzer Haufen von a-Buchstaben am Text als Schreibübung mit einem neuen Werkzeug entpuppt.

249 Der ganze Kontext des Zitats lautet: „Unter den Kuriosa, die uns eine gewisse Pathologie der Anmerkung, gewollt oder ungewollt, liefert, verweist man mich auf den *Mulligan Stew* von Gilbert Sorrentino, worin ein Kapitel eine bemerkenswerte Beziehungslosigkeit zwischen Text und Anmerkungen zur Schau stellt. Es kommt auch vor, daß aufgrund eines Schnitzers in der Druckerei ein ganzer Anmerkungsapparat systematisch versetzt wird. In allen diesen Fällen obliegt es dem Leser, dem Zufall Sinn zu verleihen.“ Genette, *Paratexte*, 2001: 326, Fußnote 25.

250 Darsee, *Doppelonkel oder was tun wegen der Ehefrau*, 2022: 43.

scheinbar Operationen statt: „Arm-Doktorin war erfreut, meine Knöchel von meinen Feinden zu erlösen.“ Die Feinde, das sind die Füße. „Nach Entfernung sagte sie, ich würde Füßen nie zuhören“<sup>251</sup>. Das Spiel zwischen der metaphorischen Fuß-Note und verschiedenen Körperteilen durchzieht den gesamten Text und eröffnet an vielen Stellen Assoziationen zu dem, was Genette „Pathologie der Anmerkung“<sup>252</sup> nennt. Wie bereits erwähnt, ist die Tatsache, dass der Unmut über Anmerkungen und Fußnoten auffällig oft in Analogie gesetzt wird mit körperlichen Leiden und Beschwerden für meine Untersuchung zur Anatomie der Fußnoten besonders interessant. Ich erinnere an Hilaire Belloc, der sie als „Geschwülste am Texte“ bezeichnet haben soll. Metaphern wie diese suggerieren, dass der Textkörper eine einzelne, vollständige, visuell kompakte Einheit sein sollte. Die Anatomie, als Teilgebiet der Morphologie, untersucht die Gestalt, Lage und Struktur von Körperteilen und Organen. Eine Anatomie der Fußnote ist die Untersuchung von der Gestalt, Lage und Struktur der Fußnote innerhalb eines Textkörpers. Aus Kapitel drei:

„Äh  
Doc?

Auf meinem erhobenen Arm kribbelte meine Fußnote  
Sie ist nicht wie ich, Doc“<sup>253</sup>

Das Wort *Doc* könnte als *Doctor*, aber sowohl als die Dokumentenendung *.doc*, die Dateiform für Textdokumente gelesen werden, wie Zoe Darsee es selbst nahelegt.<sup>254</sup> Dieser subtile Hinweis auf den Schreibprozess, das Erstellen eines Texts im Schreibprogramm ist eine Überleitung zum letzten Abschnitt dieser Masterarbeit, der Reflexion und Zusammenfassung.

251 Ebd., 45.

252 Genette, *Paratexte*, 2001: 326.

253 Darsee, *Doppelonkel oder was tun wegen der Ehefrau*, 2022: 54.

254 So auf Darsees Instagram-Account, wo der Hinweis am 17.2.2023 auf einem Foto von einem erhobenen Arm zu lesen war.

## VI RÉSUMÉ

*Oder nein, gestatten Sie noch eine kleine Abschweifung, es war ja so:*  
Monika Rinck<sup>255</sup>

## VI.I (Fußnoten-)Schreiben

Was bedeutet ein Nachdenken über Fußnoten für den eigenen Umgang mit Fußnoten? Wie ich in der Einleitung bemerkte, ist das Miteinbeziehen der Form in den Schreibprozess ein wichtiger Aspekt gewesen, um mich mit dem Thema auseinanderzusetzen.<sup>256</sup> Um auf das hierarchische Verhältnis zwischen Fußnote und Fließtext aufmerksam zu machen, einen möglicherweise irritierenden Moment zu generieren, habe ich mich entgegen der Konventionen dazu entschieden, beide in der selben Schriftgröße zu setzen und auf eine trennende Haarlinie zu verzichten. Für die Fußnoten gilt außerdem der Flattersatz, der das Ausfransende, das Hinüberfließen vom optisch relativ strengen Textblock in den Seitenrand betonen soll. Ich schliesse mit dieser Entscheidung vor allem an Überlegungen von Mediävist:innen und Kunsthistoriker:innen an, die die Ränder, Ecken und Zeilenzwischenräume eines Schriftstücks auch als „Schwellen“ interpretieren, an denen der Haupttext ausfranst und seine Autorität abnimmt. Im Fließtext als auch in den Fußnoten dieser Arbeit gibt es zudem vermehrt Hinweise auf Fußnoten aus der Forschungsliteratur. Zudem habe ich zusätzlich zu einigen Belegen Verweise auf andere Fußnoten innerhalb dieser Arbeit platziert, um eine performative Verstärkung ihrer vernetzenden, verweisenden, hinweisenden Eigenschaft zu erreichen. Die Form auch als Inhalt zu denken, die Wechselwirkungen zwischen Form und Inhalt zu beachten war mir bezüglich der Fußnote und ihrer Eigenschaften ein Anliegen.

255 Rinck, *Das Allgewusste Leid – die altbekannte Freud*, 2017: 155.

256 Einen Moment der Reflexion über das Schreiben von Anmerkungen gibt es in Derridas Text *This Is Not an Oral Footnote* von 1988: „I am now in the midst of awkwardly improvising an English translation of a text I wrote yesterday in French on the Macintosh SE (...). Now you may well ask whether the disgressive, complicated, parenthetical, sophisticated structure of this discourse, which seems to include notes within notes, infinitely *en abyme*, derives from the fact that I wrote on a computer.“ Interessant an dieser Beschreibung scheint mir der Gedanke, dass das Schreiben am Computer zwar das Integrieren einer jeden „Anmerkungsbeule“ erlaube und das lineare Schreiben fördere: „The Computer today makes possible the fluid integration of the digression or supplement into the course of linear writing.“; aber die Abschweifungen im Fließtext trotz (visueller) Einflechtung noch als solche wahrnehmbar bleiben. Derrida, *This Is Not an Oral Footnote*, 1991: 198f. Über mein eigenes Arbeiten am Computer kann ich berichten, dass das Schreibprogramm mehrmals abstürzte, als ich Fußnoten bearbeitete. Durch nachträgliches Einfügen oder Umarbeiten geriet der komplette Seitensatz in Chaos.

Anknüpfend daran stelle ich in aller Kürze Beispiele wissenschaftlichen Schreibens vor, die Möglichkeiten für eine unkonventionelle Verweis- und Fußnotenpraxis finden oder ausprobieren und mit der Form arbeiten (und dessen ungeachtet dem Prinzip der Nachvollziehbarkeit und der Pflicht des Quellennachweises folgen). Auf einen solchen Text habe ich im Kapitel *Lesen / Leserichtungen* schon indirekt hingewiesen: es handelt sich um den Band *Zur Geschichte der Zukunft* des Sozialwissenschaftlers und Devianzforschers Rolf Schwendter, in dem dieser ein eigenes Zitationsverfahren entwickelt.<sup>257</sup> Er verzichtet auf Fußnoten. Stattdessen nummeriert er sämtliche verwendete Literatur und führt im Fließtext an benötigter Stelle einen Verweis in Klammer an, ähnlich der Harvard-Zitierweise, in dem die Nummer des zitiertes Texts und die Seitenzahl zu finden ist. Zum Beispiel: (820/230). Abgesehen davon besteht Schwendters Text, wie der Lektor bekrittelte, aus einer Vielzahl von nummerierten Abschnitten, ähnlich Anmerkungen. Der für meine Arbeit sehr wichtige Text *Dear Science and Other Stories* von Katherine McKittrick hingegen hat sehr ausführliche, über mehrere Seiten laufende Fußnoten. Diese verweisen nicht nur auf Autor:innen, Texte, Bücher, sondern auch auf Musiker:innen und Songtexte, Gedichte, führen poetische Abschweifungen des Fließtexts weiter oder beinhalten grafische Setzungen wie Auflistungen und durchgestrichene Wörter. Belege findet man in McKittricks Analyse, ähnlich Verszeilen, auch in den Fließtext gesetzt, diesen unterbrechend.<sup>258</sup>

Wissenschaftliche Publikationen, die ebenso interessante Wege des Anmerkens finden, sind beispielsweise der von Adele Clark und Donna Haraway<sup>259</sup> herausgegebene Band *Making Kin Not Population*, der einhergeht mit einer online zur Verfügung gestellten kritischen Quellen- und Anmerkungsammlung;<sup>260</sup> ähnlich dem Buch *Virology* von Joseph Osmundson, dessen Annotationen, Links, Quellen ausschließlich online einsehbar sind. Zusätzlich gibt es für Leser:innen und Besucher:innen der Website die Möglichkeit, mündliche Anmerkungen zu hinterlassen. „This notes section is meant to be a living document“.<sup>261</sup> Osmundson schreibt – und in eine vergleichbare Richtung argumentiert auch Schwendter –, dass in diese Entscheidung ökologische Überlegungen eingeflossen sind. Insofern ließe sich M. NourbeSe Philips Begriff des Fußabdruckes mit etwas Vorsicht tatsächlich auch als *footprint* auslegen, als so etwas wie ein ökologischer Fußabdruck von Fußnoten, von auf Papier gedruckten Anmerkungsapparaten.

Diese Auflistung ist dringend zu ergänzen, aber vielleicht gibt sie zumindest einen Eindruck, einen Ausblick auf mögliche Wege des Verweisens, des Annotierens, des Zitierens in wissenschaftlichem Arbeiten und Schreiben. Denn ein Nachdenken über die Form, ein Austesten der Form der Anmerkung / Fußnote ist nicht unbedingt nur literarischen Textsorten vorbehalten.

257 Schwendter, *Zur Geschichte der Zukunft*, 1982: 8.

258 McKittrick, *Dear Science and Other Stories*, 2021: 19, 25, 29.

259 Haraways Texte zeichnen sich größtenteils durch sehr ausführliche Fußnoten und das Zitieren von grauer Literatur, Gesprächen und wenig rezipierten Autor:innen aus.

260 Clark / Haraway, *Making Kin Not Population*, 2018.

261 Osmundson, *Virology*, 2022.

## VI.II Zusammenfassung: Knoten statt Abschluss

Der untersuchte Gegenstand dieser Masterarbeit ist die Fußnote. Positioniert am unteren Rand einer Seite und durch ein Verweiszeichen mit einer bestimmten Textstelle verbunden, ist sie eine ausdifferenzierte Form der schriftlichen Anmerkung. Sie wird mit Wissenschaftlichkeit assoziiert, weil sie Quellen und Wege des Wissens ausweist. Die Fußnote verweist auf andere, dem eigenen Arbeiten verbundene Texte, Gedanken, Orte, Stimmen und Zeiten und gibt Raum, sich zu diesen (kritisch) zu verhalten. An Fußnoten und ihrer Verwendung lassen sich Lesegewohnheiten in Erfahrung bringen und umgekehrt Strategien des Verweisens und Anmerkens im literarischen Schreiben erforschen.

Ich habe mich der Fußnote und ihren Funktionsweisen auf der Basis von wissenschaftlichen und literarischen Texten und aus zwei grundlegenden Perspektiven genähert: der Produktion (dem Schreiben) und der Rezeption (dem Lesen). Da sich beides gegenseitig bedingt, Formen des Schreibens Lesegewohnheiten prägen und umgekehrt, war das eine notwendige Herangehensweise, um ein möglichst umfangreiches Bild der Fußnote zu erlangen. Den daraus resultierenden vier großen Abschnitten *Wissenschaftlichkeit – Lesen – Positionieren – Schreiben* habe ich eine Suche nach Begrifflichkeiten vorangestellt. Die begrifflichen Abgrenzungen, die Definitionen von *Anmerkung*, *schriftlicher Anmerkung* und *Fußnote* zu bestimmen und ihre Verwendung möglichst klar zu umreißen, hat sich für die darauffolgenden Argumentationen als hilfreich erwiesen. Vor allem für größere philosophische Zusammenhänge im Kontext von Schriftlichkeit, Exegese und Epistemologie, aber auch für die Frage, ob es eine mündliche Fußnote gibt, war die Arbeit mit genauen Begrifflichkeiten grundlegend.

Gesichert ist, dass Vorformen von Fußnoten in sämtlichen Textformen Anwendung fanden, in religiösen und juristischen Texten, in der Geschichtsschreibung, in der Lyrik. Praktiken des Anmerkens sind der Schriftlichkeit grundsätzlich inhärent, anmerken bedeutet: lesen, schreiben. Ein entscheidender Punkt in der Anwendungsgeschichte und im Diskurs um die Fußnote ist aber sicherlich das sich verändernde Wissenschaftsverständnis im 18./19. Jahrhundert, in dessen Folge sich die Fußnote allmählich als Begriff in deutschen Wörterbüchern etablierte und zu einem Werkzeug des wissenschaftlichen Arbeitens und Schreibens entwickelte. Diese Assoziationen mit *Wissenschaftlichkeit* sind bis heute prägend. Es ist die Aufgabe der Fußnote, den Weg von Informationen nachvollziehbar zu machen, Ideen anderer und Quellen sorgfältig auszuweisen, damit das Zustandekommen von Wissen nachverfolgt und verhandelt werden kann. Abgesehen davon bietet sie Raum für Ergänzungen, Übersetzungen, Kritik, Hinweise und Ausführungen, die es Autor:innen ermöglichen, eine diskursive Vielschichtigkeit mit in den Text zu bringen. Allerdings ist das Zitieren, Verweisen, Belegen etwas, das gelernt und geübt werden muss und in Regelwerken von Institutionen wie der Universität vermittelt und angeleitet wird. Die Theoretikerin und Kulturwissenschaftlerin Katherine McKittrick hat in ihrer Analyse *Dear Science and Other Stories* unter Bezugnahme auf Édouard Glissants Text *Poetics of Relation* darauf hingewiesen, dass ebendiese Institutionen oft hegemoniale Archive, Bibliotheken und Quellen perpetuieren und rassistische Inhalte reproduzieren.

Mit dem Einbeziehen von feministischer Theorie versuchte ich herauszuarbeiten, welche Bedeutung das Zitieren hat, dass es Bedeutung hat: Wessen Wissen teile ich? *Wissen* in der Mehrzahl genau genommen, *knowledges*, Wissensweisen. Die Fußnote ist ein Stauraum von Bedeutung. Ich gebe an, woher ich weiß, was ich weiß.<sup>262</sup> Jemanden zu zitieren, zu Wort kommen zu lassen ist ein performativer Akt im Sinne von Gehörgeben und Gehörschenken. Ein so etablierter (Wissens-)Kanon kann große Wirkmacht entfalten und Machtkonstellationen festigen oder aufbrechen. Insofern dreht sich der Blickwinkel und es könnte heißen: Fußnoten und ihre Haupttexte, statt Haupttexte und ihre Fußnoten. Solch ein queer-feministischer und post\_kolonialer theoretischer Ansatz zur Untersuchung der Rolle von Fußnoten in der Generierung und Etablierung von Wissensweisen ist in der deutschsprachigen Literaturwissenschaft und Germanistik bisher die Ausnahme.

Durch einen Exkurs in die Mediävistik im zweiten Abschnitt *Lesen / Leserichtungen* habe ich Vorstellungen zu Funktionen der Anmerkung und ihrem Verhältnis zum Haupttext erweitert und nachgezeichnet, inwiefern Lesestrategien und Lesegewohnheiten erlernt, angelernt, eingeübt sind. Dahingehend stellte sich ein zeitgenössisches Konzept von Zentrum und Rand im Nachdenken über mittelalterliche Schriftlichkeit als unzulänglich heraus. Mit einem kurzen Abriss zum Buchdruck, der das Ende des Mittelalters markiert, festigte sich zudem die Überlegung, dass die Fußnotenpraxis medienspezifischen Veränderungen unterworfen ist. Ermöglicht der Buchdruck eine bis heute – relativ – fixe<sup>263</sup> Zitation, so stellen Internetquellen, E-Books und andere EPUBs das möglichst exakte Belegen sowie konventionelle Fußnoten- und Zitierregeln vor neue Herausforderungen.

Ein weiterer wichtiger Moment in der Auseinandersetzung mit Schriftlichkeit im Mittelalter ist das laute, gemeinsame, meditative Lesen, das den klerikalen Alltag prägte und nach dessen Anforderungen sich das „Layout“ einer Seite bis in das 11./12. Jahrhundert hinein ausrichtete. Das hat mein Interesse dafür geschürt, warum gegenwärtig Fußnoten, vorrangig in wissenschaftlichen Texten, für ein leises Lesen konzipiert sind. Anhand eines literarischen Texts des Autors und Übersetzers Mathias Kropfisch, der die klangliche Materialität von Literaturverweisen, Quellen und Links austestet, stellte ich die Frage nach dem Vorlesen von Fußnoten. Mein Argument lautet, dass das Vorlesen von Fußnoten in wissenschaftlichen Texten gewisse Rhythmen von Konventionen zum Vorschein bringen könnte. Unzählig oft wiederholte Formeln wie *Vergleiche*, *Siehe* oder bestimmte Namen und Orte, Jahreszahlen, Links, aber auch Ergänzungen, Kommentare und Zusatzinformationen in Klammern würden mit dem Inhalt in Korrespondenz treten und

262 An dieser Stelle betone ich erneut, dass ich über die Rolle von Text in der Wissensproduktion im akademischen Feld spreche und dass dieser Standpunkt eine Vielzahl anderer Wissensweisen (Erfahrungswissen, Körperwissen, Handwerkswissen etc.) außen vor lässt.

263 Der verlässlich gedruckten, identischen Textgestalt, die heute mit Buchdruck in Verbindung gebracht wird, liegt ein langwieriger (Arbeits-)Prozess zugrunde. Unwandelbarkeit ist nichts, was der Drucktechnik per se inhärent ist.

diesen beeinflussen. Das Vokabular akademisch-institutioneller Diskurse würde performt und dadurch beweglicher werden.

Im anschließenden Kapitel *Textraum / Positionieren* ging es mir darum, die theoretisch gedachte Verortung / Situierung auch konkret als Lokalisierung im Raum zu denken. Mein Zugang dafür war die Metapher. Zum einen ist die Fußnote selbst eine Metapher, die sich am Körper als maßgebende Einheit orientiert und zum anderen ist die Fußnote auch eine Metapher für etwas, das nebensächlich oder untergeordnet ist. Von der Lage der Fußnote auf einer Seite – nämlich am unteren Seitenrad – wechselte ich genau auf diese metaphorische Bedeutungsebene des Nebensächlichen, Marginalen, Untergeordneten. Erlernte Lesegewohnheiten wie das Überlesen, Darüberhinweglesen, Nichtlesen, leise Lesen von Fußnoten fließen – so meine These – ein in Formulierungen, in denen die Fußnote zur erneuten Metapher für etwas wird, das eine (vermeintlich) unbedeutende Rolle einnimmt. *Eine Fußnote sein*. Allerdings habe ich im Schreibprozess bemerkt, dass meine eingangs gestellte Forschungsfrage auf einem Konzept von Zentrum und Rand beruht, das kritisch beleuchtet werden muss. Das Sprechen anhand von Raum-Metaphern (zum Beispiel: wer befindet sich *am Rand* oder *außerhalb* einer Erzählung?) kann durchaus problematisch sein, wenn die konkreten Räume, aus der sich die Metapher formt, unmarkiert bleiben. Diese Überlegungen sprachen dafür, die Fußnote nicht so sehr in ihrem oppositionellen und unbeweglichen Verhältnis zum Zentrum festzuheften, sondern ihre vernetzende und referenzielle Eigenschaft zu betonen.

Mit M. NourbeSe Philips Lyrikband *ZONG!* lernte ich, dass Fußnoten ein Weg sein können, um Möglichkeiten des Erzählens zu erweitern. Sie können partielle, fragmentarische, gebrochene, chorische Erzählweisen stützen. Sie können Platz bieten für ein Erzählen, das im Haupttext, in einer stringenten, linearen Narration nicht enthalten sein kann. Hinsichtlich ihrer Funktion zu *belegen* können die Fußnoten schließlich auch ein Ort der Anerkennung und Validierung sein. An Philips literarische Arbeit anknüpfend gab ich im letzten Abschnitt *Schreiben / Poetik des Abschweifens* vier weiteren Schriftsteller:innen und ihren Texten Raum. Stefan-Manuel Eggenwebers *Operationen*, Monika Rincks *Begriffsstudio*, Uljana Wolfs Essay über homophone Übersetzung und *fussy notes* sowie Gedichte von Zoe Darsee bildeten den Ausgangspunkt für die *Poetik des Abschweifens*. Die ausgewählten Texte testen die Durchlässigkeit von Form- und Genre Grenzen, Schreibweisen, Möglichkeiten von Autor:innenschaft, Vielstimmigkeit, Netzartigkeit und partiellem, brüchigem Erzählen aus. Sie reflektieren das Funktionieren von Belegen, fragen, was chorisches, kollektives oder referenzielles Schreiben bedeuten könnte und begünstigen, *beabsichtigen* nicht zuletzt das gedankliche Abschweifen. Die im Begriff *Fußnote* und vielen anderen Vokabeln der Druckersprache und Typografie angelegte Körperlichkeit findet in den genannten künstlerisch-literarischen Arbeiten Resonanz. Das Spannungsverhältnis zwischen dem Abschweifen und der Aufgabe der möglichst genauen Beschreibung der Informationsbeschaffung, die mit der Fußnote diskursiv verbunden ist, macht einen der Anreize aus, sie in literarische Textformen einzubeziehen. Diesen changierenden Moment zwischen Exaktheit und Drift verstehe ich als nicht vollends auflösbar.

Unter *Poetik des Abschweifens* fasse ich in dieser Arbeit konkret das Weiterverfolgen eines Details, eines Gedankenstrangs, einer Fußnote und das gedankliche Abschweifen oder Weiterspinnen vom (meistens) linear angelegten Haupttext als etwas, das nicht von fehlender Aufmerksamkeit zeugt. Es ist eine Bewegung, von der aus sich Fragen über das Lesen, Denken und Schreiben im Kontext von Wissensproduktion selbst entrollen. *Das Abschweifen* verbildlicht ein Denken, das nicht geradlinig ist, sondern viel mehr von unbestimmter Räumlichkeit zeugt; ein Denken, das weniger ein produktives, verwertbares, sondern ein nachhängendes, träumendes ist.

Aus diesem Grund bevorzuge ich im Sinne Paul Valéry's einen *Knoten* anstelle eines *Abschlusses*, da die Metapher des Knotens mehrere miteinander verworrene Erzählstränge, Erzählstimmen suggeriert und damit vielfältige Möglichkeiten für Fortsetzungen in sich trägt. An *Knoten* wie Verweiszeichen, Fußnotenziffern, Fußnoten, Endnoten, Absätzen, Links, Sonderzeichen, Zahlenreihen, Schlagwörtern, Flecken, umgeknickten Ecken, Unterstreichungen, Korrekturen, Zeichnungen, Schnipseln, Übersetzungen, Löchern oder Sternchen verästeln sich Erzählstränge. Fuß-Knoten irritieren, unterbrechen, lassen eingeübten Lesewege stocken, erfordern Konzentration und Aufmerksamkeit der Leser:innen und begünstigen ein gedankliches Abschweifen, das weiterspinnt, Loopings schlägt oder einfach versandet.

## VII QUELLENVERZEICHNIS

*Alle Onlinequellen wurden zuletzt überprüft und abgerufen am 11. 4. 2023.*

- Adorno, Theodor W.: Der Essay als Form. In: Deutsche Essays. Prosa aus zwei Jahrhunderten in 6 Bänden. Band 1: Essays avant la lettre. München: DTB Verlag, 1972 [1958], S. 61-83.
- ALLEA – All European Academics: The European Code of Conduct for Research Integrity. Revised Edition, Berlin: 2017: <https://allea.org/code-of-conduct/>.
- Amlinger, Carolin: Schreiben. Eine Soziologie literarischer Arbeit. Berlin: Suhrkamp, 2021.
- Atze, Marcel / Kaukoreit, Volker: Lesespuren – Spurenlesen oder: Wie kommt die Handschrift ins Buch? Von Unterstreichungen, Annotationen und anderen Randbemerkungen. Wien: Praesens, 2011.
- Aumair, Betina / Theißl, Brigitte: Klassenreise. Wie die soziale Herkunft unser Leben prägt. Wien: ÖGB, 2020.
- Balmer, Rudolf: Rechter „Philosoph“ Renaud Camus. Der Hetzer von der Burg. taz-Online, 9.8.2019: <https://taz.de/Rechter-Philosoph-Renaud-Camus/!5616718/>.
- Beinert, Wolfgang: Typolexikon.de. Das Lexikon der Typografie. o.D.: <https://www.typolexikon.de>.
- Bellermann, Johannes: Gramscis politisches Denken. Eine Einführung. Stuttgart: Schmetterling Verlag, 2021.
- Brosch, Renate: Lesen aus Sicht der Kognitionswissenschaften. In: Parr, Rolf / Honold, Alexander: Grundthemen der Literaturwissenschaft: Lesen. Berlin: de Gruyter, 2018, S. 425-441.
- BMBWF – Bundesministerium für Bildung, Wissenschaft und Forschung / IHS – Institut für Höhere Studien: Studierenden-Sozialerhebung 2019; Bericht zur sozialen Lage der Studierenden 2020: <https://www.sozialerhebung.at/index.php/de/ergebnisse/2019>.
- Camille, Michael: Image on the Edge. The Margins of Medieval Art. London: Reaktion Books, 1992.
- Chiang, Ted: ChatGPT is a blurry jpeg of the web. OpenAI's chatbot offers paraphrases, whereas Google offers quotes. Which do we prefer? In: The New Yorker, 9.2.2023: <https://www.newyorker.com/tech/annals-of-technology/chatgpt-is-a-blurry-jpeg-of-the-web>.
- Chow, Rey: Ideo-Grafien. Ethnische Stereotype und stereotyper Logo-zentrismus. Aus dem Englischen übersetzt von Claudia Kotte. In: Bergemann, Ulrike / Heidenreich, Nanna (Hg.): total. Universalismus und Partikularismus in post\_kolonialer Medientheorie. Bielefeld: transcript, 2015, S. 71-90.
- Clark / Adele, Haraway / Donna: Making Kin Not Population. Chicago: Prickly Paradigm Press, 2018.
- Cockayne, Daniel / Mott, Carrie: Citation matters: mobilizing the politics of citation toward a practice of ‚conscientious engagement‘. In: Gender, Place & Culture, Vol. 24, 7/2017, S. 954-973.
- Cotten, Ann: Wir brauchen neue Metaphern. Im ORF-Interview mit Lukas Wieselberg, 10.5.2021: <https://science.orf.at/stories/3206448/>.
- Cruz, Cynthia: The Melancholia of Class. A Manifesto for the Working Class. London: Repeater, 2021.
- Darsee, Zoe: Doppelonkel oder was tun wegen der Ehefrau. Aus dem Englischen übersetzt von Lara Rüter. In: Edit, Nr. 86, Sommer 2022, S. 42-63.

- Degler, Anna: Das Potential des Nebensächlichen. Georgios Chatzoudis im Interview mit Anna Degler über das Parergon aus kunsthistorischer Sicht. L.I.S.A. Wissenschaftsportal der Gerda Henkel Stiftung, 2.4.2013:  
[https://lisa.gerda-henkel-stiftung.de/das\\_potential\\_des\\_nebensaechlichen?nav\\_id=4247](https://lisa.gerda-henkel-stiftung.de/das_potential_des_nebensaechlichen?nav_id=4247).
- Derrida, Jacques: This Is Not an Oral Footnote. In: Barney, Stephen A. (Hg.): *Annotation and Its Texts*. New York, Oxford: University Press, 1991, S. 192-205.
- Derrida, Jacques: *Glas*. Aus dem Englischen übersetzt von John P. Leavey Jr. und Richard Rand. Lincoln, London: University of Nebraska Press, 1986.
- Dröge, Kurt: *Die Fachsprache des Buchdrucks im 19. Jahrhundert*. Lemgo: F. L. Wagener, 1978.
- DZB – Deutsches Zentrum für barrierefreies Lesen: Hörbuchsprecher mit Instinkt für feine Töne. Gabi Schulze im Interview mit Edwin Diele. Blogbeitrag vom 6.2.2018:  
<https://blog.dzbleben.de/2018/02/06/hoerbuchsprecher-mit-instinkt-fuer-feine-toene/>.
- Eco, Umberto: *Wie man eine wissenschaftliche Abschlussarbeit schreibt. Doktor-, Diplom-, und Magisterarbeit in den Geistes- und Sozialwissenschaften*. 14. Aufl. Wien u.a.: utb / Facultas, 2010.
- Eckstein, Evelyn: *Fußnoten: Anmerkungen zu Poesie und Wissenschaft*. Münster: LIT Verlag, 2001.
- Eggenweber, Stefan Manuel: *Operationen*. In: *Edit*, Nr. 78/79, Herbst 2019, S. 212-225.
- Flickinger, Hans-Georg: *Schlaglichter*. In: Winter-Heider, Christiane E. (Hg.): *Festschrift für Rolf Schwendter. Fragmente einer Begegnung – Elemente einer Entgegnung*. Kasseler Personalschriften Band 2. Kassel University Press, 2005, S. 17-19.
- Forssman, Friedrich / Willberg, Hans Peter: *Lesetypografie*. Mainz: Hermann Schmidt, 2010.
- Franck, Norbert: *Handbuch Wissenschaftliches Arbeiten. Was man für ein erfolgreiches Studium wissen und können muss*. 3., aktual. Aufl., Paderborn: Schöningh, 2017.
- Franck, Norbert: *Handbuch Wissenschaftliches Schreiben. Eine Anleitung von A bis Z*. 2., aktual. Aufl., Paderborn: Schöningh, 2022.
- Genette, Gérard: *Paratexte. Das Buch vom Beiwerk des Buches*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 2001.
- Glissant, Édouard: *Poetics of Relation*. Aus dem Englischen übersetzt von Betsy Wing. Ann Arbor: University of Michigan Press, 2010 [1990].
- Grafton, Anthony: *Die tragischen Ursprünge der deutschen Fußnote*. München: dtv, 1998.
- Gramlich, Naomie / Haas, Annika: *Situiertes Schreiben mit Haraway, Cixous und grauen Quellen*. In: *Zeitschrift für Medienwissenschaft*. Jg. 11, Heft 20, 1/2019, S. 38-54.
- Grotans, Anna A.: *Reading in Medieval St. Gall*. New York: Cambridge, 2006.
- Hall, Stuart: *Der Westen und der Rest: Diskurs und Macht*. In: ders.: *Rassismus und kulturelle Identität. Ausgewählte Schriften Band 2*. Hamburg: Argument Verlag, 2012 [1992], S. 137-179.
- Hall, Stuart: *Ausgewählte Schriften 1-5*. Hamburg: Argument Verlag, 2014.
- Haraway, Donna: *Situated Knowledges: The Science Question in Feminism and the Privilege of Partial Perspective*. In: *Feminist Studies*, Vol. 14, Nr. 3, Herbst 1988, S. 575-599.
- Hartman, Saidiya: *Venus in Two Acts*. Cassandra Press, 2021.
- Heinrich, Kathrin: *The Footnote as a Performative Strategy. Parergonality in Roni Horn's ‚Still Water (The River Thames, for Example)‘*. Masterarbeit an der Universität Wien im Fach Kunstgeschichte, 2019.
- Johns, Adrian: *The Nature of the Book. Print and Knowledge in the Making*. Chicago: University of Chicago Press, 1998.

- Keefer, Sarah Larratt / Bremmer, Rolf H. Jr. (Hg.): *Signs on the Edge. Space, Text and Margin in Medieval Manuscripts*. Leuven: Peeters, 2007.
- Keene, John: *Counternarratives*. London: Fitzcarraldo Editions, 2015.
- Kristeva, Julia: *Bachtin, das Wort, der Dialog und der Roman*. In: Ihwe, Jens (Hg.): *Literaturwissenschaft und Linguistik. Ergebnisse und Perspektiven. Zur linguistischen Basis der Literaturwissenschaft II, Band 3*. Frankfurt a. M.: Athentäum, 1972, S. 345-375.
- Kuster, Brigitta: *Choix d'un passé. Transnationale Vergegenwärtigungen kolonialer Hinterlassenschaften*. Wien u. a.: transversal texts, 2016.
- Lakoff, George / Johnson, Mark: *Metaphors We Live By*. Chicago / London: University of Chicago Press, 1980.
- Latour, Bruno: *Visualisation and Cognition: Drawing Things Together*. In: *Knowledge and Society. Studies in the Sociology of Culture Past and Present*, 6/1986, S. 1-40.
- Le Guin, Ursula K.: *Text. Silence. Performance*. In: *Dancing at the Edge of the World. Thoughts on Words, Woman, Places*. New York: Grove Press, 1989, EPUB.
- Le Guin, Ursula K.: *Prospects for Women in Writing*. In: *Dancing at the Edge of the World. Thoughts on Words, Woman, Places*. New York: Grove Press, 1989, EPUB.
- LeWitt, Sol: *Working Drawing for Wall Drawing, 1974, Ink on paper (LeWitt Collection, Chester, Connecticut USA)*. Abdruck in: *FUKT Magazine for Contemporary Drawing. #17 The Words Issue: Written Drawings*. Berlin, 2018.
- Lühr, Rosemarie (Hg.): *Deutsche Wortfeldetymologie im europäischen Kontext. Band 1: Der Mensch und sein Körper*. Wiesbaden: Reichert, 2012.
- McKittrick, Katherine: *Dear Science and Other Stories*. Durham: Duke University Press, 2021.
- Metz, Bernhard / Zubarik, Sabine: *Am Rande bemerkt. Anmerkungspraktiken in literarischen Texten*. Berlin: Kadmos, 2008.
- Metz, Bernhard / Zubarik, Sabine: *Den Rahmen sprengen: Anmerkungspraktiken in Literatur, Kunst und Film*. Berlin: Kadmos, 2012.
- Meunier, Karolin: *Stimmen hören. Über das Lesen und Aufführen von Poetry*. In: *Texte zur Kunst*, 26/103, 2016, S. 135-147.
- Mullen, Harryette: *Sleeping with the Dictionary*. Oakland: University of California Press, 2002. Das gleichnamige Gedicht ist auf der Website der Poetry Foundation nachzulesen: <https://www.poetryfoundation.org/poems/54879/sleeping-with-the-dictionary>.
- Nantke, Julia / Schlupkoth, Frederik (Hg.): *Annotations in Scholarly Editions and Research. Functions, Differentiation, Systematization*. Berlin: De Gruyter, 2020.
- Newman, Andrew Adam: *How Should a Book Sound? And What about Footnotes?* In: *The New York Times*, 20.1.2006: <https://www.nytimes.com/2006/01/20/books/how-should-a-book-sound-and-what-about-footnotes.html>.
- o.A.: *Google Docs, About*. o.D.: <https://www.google.com/docs/about/>.
- Osmundson, Joseph: *Virology: Essays for the Living, the Dead, and the Small Things in Between*. New York: Norton & Company, 2022. Website: <https://www.virologybook.com/notes>.
- O'Sullivan, Sinéad: *Reading and the Lemma in Early Medieval Textual Culture*. In: Teeuwen, Mariken / van Renswoude, Irene (Hg.): *The Annotated Book in the Early Middle Ages. Utrecht Studies in Medieval Literacy 38*. Turnhout: Brepols, 2017, S. 371-396.

- Parr, Rolf / Honold, Alexander: Grundthemen der Literaturwissenschaft: Lesen. Berlin: de Gruyter, 2018.
- Philip, M. NourbeSe: ZONG! As told to the author by Setaey Adamu Boateng. Toronto: Mercury Press, 2008.
- Reservation Dogs. TV-Serie produziert von Sterlin Harjo und Taika Waititi, FX Productions USA, August 2021.
- Rieß, Peter / Fisch, Stefan / Strohschneider, Peter (Hg.): Prolegomena zu einer Theorie der Fußnote. Anmerkungen zum Wissenschaftsbetrieb. Münster u.a.: LIT-Verlag, 1995.
- Rinck, Monika: Das Begriffsstudio: <https://begriffsstudio.de>.
- Rinck, Monika: Risiko und Idiotie. Streitschriften. Frankfurt a. M.: Fischer, 2017.
- Said, Edward W.: Die Welt, der Text und der Kritiker. Frankfurt a. M.: Fischer, 1997.
- Schiegg, Markus: Frühmittelalterliche Glossen. Ein Beitrag zur Funktionalität und Kontextualität mittelalterlicher Schriftlichkeit. Heidelberg: Universitätsverlag Winter, 2015.
- Schipper, William: Textual Varieties in Manuscript Margins. In: Keefer, Sarah Larratt / Bremmer, Rolf H. Jr. (Hg.): Signs on the Edge. Space, Text and Margin in Medieval Manuscripts. Leuven: Peeters, 2007, S. 25-56.
- Schüttpelz, Erhard: Die medientechnische Überlegen des Westens. Zur Geschichte und Geographie der *immutable mobiles* Bruno Latours. In: Döring, Jörg / Thielmann, Tristan (Hg.): Mediengeographie. Theorie, Analyse, Diskussion. Bielefeld: Transcript, 2009, S. 67-110.
- Schwendter, Rolf: Zur Geschichte der Zukunft. Zukunftsforschung und Sozialismus Band 1. Frankfurt a. M.: Syndikat, 1982.
- Smith, Neil / Katz, Cindi: Grounding Metaphor. Towards a spatialized politics. In: Keith, Michael / Pile, Steve (Hg.): Place and the Politics of Identity. New York: Routledge, 1993, S. 66-81.
- Teeuwen, Mariken: Voices from the Edge: Annotating Books in the Carolingian Period. In: Teeuwen, Mariken / van Renswoude, Irene (Hg.): The Annotated Book in the Early Middle Ages. Utrecht Studies in Medieval Literacy 38. Turnhout: Brepols, 2017, S. 13-36.
- Tuck, Eve / Yang, K. Wayne: Decolonization is not a metaphor. In: Decolonization: Indigeneity, Education & Society, Vol. 1, 1/2012, S. 1-40.
- Universität für Angewandte Kunst Wien, Abteilung Kunstgeschichte: Was bedeutet wissenschaftliches Arbeiten? Leitfaden für wissenschaftliches Arbeiten, o.D.: <https://www.angewandtekunstgeschichte.net/was-bedeutet-wissenschaftliches-arbeiten-2>.
- Universität Wien, Institut für Geschichte: Wissenschaftliches Arbeiten, o.D.: <https://gonline.univie.ac.at/wissenschaftliches-arbeiten/>.
- Universität Wien, Richtlinien zur Sicherung guter wissenschaftlicher Praxis, 2006: [https://ssc-phil.univie.ac.at/fileadmin/user\\_upload/s\\_philosophie/Wissenschaftliches\\_Arbeiten/WissPraxis\\_Mitteilungsblatt.pdf](https://ssc-phil.univie.ac.at/fileadmin/user_upload/s_philosophie/Wissenschaftliches_Arbeiten/WissPraxis_Mitteilungsblatt.pdf).
- Universität Wien, Institut für Theater-, Film- und Medienwissenschaft: Handbuch Wissenschaftliches Arbeiten in der Theater-, Film- und Medienwissenschaft, 2019.
- Wolf, Uljana: Etymologischer Gossip. Essays und Reden. 2. Aufl., Berlin: kookbooks, 2022.
- Wolfsberger, Judith: Frei geschrieben. Mut, Freiheit und Strategie für wissenschaftliche Abschlussarbeiten. Wien u. a.: Böhlau, 2021.
- Yusoff, Kathryn: A Billion Black Anthropocenes or None. Minneapolis: University of Minnesota Press, 2018, EPUB.

### *Unveröffentlichte Quellen*

Kropfitsch, Mathias: Materialflussrechnung. Exzerpte, Allokationen. Unveröffentlichtes Manuskript, vom Autor zur Verfügung gestellt. Performativ gelesen im Rahmen des Festivals Poesie & Politik 10 Jahre Institut für Sprachkunst, 23.10.-26.10.2019 in Wien.

### *Projektwebsites und Ausstellungen*

Akademie der bildenden Künste Wien: Kunstsammlungen, Gemäldegalerie, Kupferstichkabinett Glyptothek. Rundum-Ansicht von Hieronymus Boschs Weltgerichtstriptychon:  
<http://archiv.akademiegalerie.at/de/Sammlung/Das%20Weltgerichts-%20triptychon%20von%20Hieronymus%20Bosch>.

Akademie der bildenden Künste Wien: Hungry for Time. Einladung zu epistemischem Ungehorsam mit Raqs Media Collective, in den Kunstsammlungen der Akademie der Bildenden Künste Wien. Ausstellung von 9.10.2021 bis 27.2.2022: <https://www.akbild.ac.at/de/museum-und-ausstellungen/kunstsammlungen/aktuelles/gemaeldegalerie/ausstellungen/2021/hungry>.

British Library: Collection Items, Decades of the New World, 1555:

<https://www.bl.uk/collection-items/edens-decades-of-the-new-world-1555>.

Derrida's Margins. Forschungsprojekt und Online-Bibliothek der Princeton University:

<https://derridas-margins.princeton.edu>.

Kunsthistorisches Museum Wien: Detailansicht Relief Hl. Gregor mit Schreibern, 10. Jhdt.:

<https://www.khm.at/objektdb/detail/94416/>.

Marginal Scholarship: The Practice of Learning in the Early Middle Ages (ca. 800-1000).

Forschungsprojekt und Datenbank: <https://marginalscholarship.nl/>.

The New York Society Library: Readers Make Their Mark: Annotated Books at The New York Society Library 2015: <https://www.nysoclib.org/events/annotated-books>.

Wienbibliothek im Rathaus: Lesespuren – Spurenlesen oder: Wie kommt die Handschrift ins Buch? Ausstellung im Kabinett der Wienbibliothek im Rathaus von 29.9.2011 bis 29.2.2012:

<https://www.wienbibliothek.at/veranstaltungen-ausstellungen/ausstellungen/lesespuren-spurenlesen-kommt-handschrift-buch>.

### *Wörterbücher*

Digitales Wörterbuch der deutschen Sprache: <https://www.dwds.de/>.

Dude(n): <https://www.duden.de/>.

Merriam-Webster Dictionary: <https://www.merriam-webster.com/>.